

Ludwig II., der Strenge.

Burg Falkenstein.

Eine Geschichte
aus der Zeit der Theilung Bayerns
unter die Herzoge
Ludwig den Strengen und Heinrich XIII.

Von
Franz Maria Brug.

Mit vier Illustrationen.
Zeichnung von Toni Muttenthaler.
Holzschnitt von Jos. Lechner.

Augsburg, 1860.
B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Manz.)

Druck der F. C. Kremer'schen Buchdruckerei (A. Manz) in Augsburg.

Vorwort.

Der Zeitraum, dessen Begebenheiten und Charakter in nachstehender Erzählung zu schildern versucht wird, ist eine der an unglücklichen Folgen reichsten Epochen in der bayerischen Geschichte, denn in ihn fällt die Theilung Bayerns unter die Söhne Otto des Erlauchten. Seit Otto dem Größeren trat nun der erste Fall ein, daß bei dem Tode des Herzogs zwei Prinzen vorhanden waren, Ludwig II. und Heinrich XIII., und diese theilten das Land nach dem herkömmlichen Gebrauche jener Zeit, wo ein Recht der Erstgeburt noch nicht bestand. Wenn auch, um zu verhindern, daß durch solche Theilungen, die sich natürlich bei jeder neuen Generation wiederholten, das Land zuletzt in die kleinsten Theile zersplittert werde und das Fürstenhaus endlich ganz zerfalle, Verträge errichtet wurden, daß von den getheilten Gütern nichts veräußert oder verpfändet werden dürfe, ja wenn in einzelnen Fällen eine solche Theilung auch dem Wohle des Landes in so ferne förderlich war, als ein kleines Land leichter zu übersehen und zu regieren ist, so vergessen doch Die-

jenigen, welche eine solche Theilung vornehmen, wobei jeder derselben einen eigenen Hof zu halten berechtiget ist, nur allzu oft, daß sie kein abgesondertes, sondern ein gemeinschaftliches Stammhaus und Vaterland besitzen, daß sie ein und dasselbe Interesse haben, und fangen bald an und hören beinahe niemals auf, aus Mißverständniß und Eifersucht um das zu streiten, was sie schon wirklich besitzen, wobei sie sich nothwendig selbst schwächen und die besten Vortheile einem Dritten preisgeben müssen.

Dieser Fall trat auch in Bayern ein. Der blutige Krieg, welcher unter den bayerischen Agnaten schon wegen der Theilung, die im Jahre 702 vorging, entstand, war ein Vorspiel der späteren, der nämlichen Quelle entsprungenen Kriege. Eilfertig zogen damals die Franken unter dem Vorwande, der einen Partei zu helfen, ins Land, belohnten sich selbst für ihren großmüthigen Dienst mit dem bayerischen Nordgau, schwächten den einen Theil und bemächtigten sich des andern durch vortheilhafte Verträge. In der Zeit, in welche nachstehende Erzählung fällt, treten nicht weniger unheilvolle Folgen der vorgenommenen Theilung: Streitigkeiten im Innern und der aus ihnen hervorgehende Mangel an Einheit und Zusammenwirken gegen den äußern Feind hervor, und diese unglückseligen Folgen spinnen sich fort und fort, bis endlich die Weisheit eines anderen Wittelsbachers, geschöpft aus der Quelle mehr als anderthalbhundertjähriger Erfahrungen,

ihnen ein Ziel setzt, indem er das Recht der Erstgeburt zur Geltung bringt. Leider konnten die vielfachen Gelegenheiten, die sich während dieser Zeit für Bayern dargeboten haben, sich zu einem der ersten und unüberwindlichsten Staaten empor zu schwingen, nicht mehr zurückgerufen werden, aber in dieser Beziehung ist doch von nun an Bayerns Wohlfahrt gesichert, denn wer vermag all das Unheil zu ermessen, in welches diese endlos fortgesetzten Theilungen es endlich gestürzt hätten, wenn ihnen nicht in Folge der eben angedeuteten Bestimmung Albrechts IV., der, wäre es auch nur dieser Bestimmung wegen, mit vollstem Rechte der Weise genannt wurde, ein Ende gemacht worden wäre?

Aus diesen Betrachtungen, mit welchen der Verfasser seine Erzählung einleiten zu sollen glaubte, erhellt zur Genüge die Wichtigkeit des Zeitabschnittes, in welchen sie fällt, so wie die Nothwendigkeit, sich von den ganz neuen Verhältnissen, in welche die Theilung Bayern versetzte, genau zu unterrichten, wenn man die bayerische Geschichte in ihrer Gesammtheit kennen lernen und viele Erscheinungen in derselben sich erklären will.

Zur Darstellung der in diesen Zeitraum fallenden geschichtlichen Begebenheiten hat der Verfasser die von der bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene „Geschichte von Bayern für die Jugend und das Volk“, Lang's „bayerische Jahrbücher von 1179—1294“, Königsberger's „Geschichte des Klosters zum heiligen Kreuz in Donauwörth“,

Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen" und die Geschichtswerke von Buchner, v. Falkenstein, Mannert, Römer, Westenrieder, Zschokke und Anderen benützt.

Erdichtete Personen und Begebenheiten einzuflechten war auch in Bezug auf dieses Bändchen der „Lebensbilder" eine schwierige Aufgabe, indem bei dem Andrange der geschichtlichen Begebenheiten diese in keiner Weise über jenen verkürzt, noch weniger aber durch diese Einflechtung an ihrer historischen Wahrheit beeinträchtigt werden durften. In wie ferne die Verschmelzung der Geschichte der Familie Hohenfels mit den geschichtlichen Thatsachen gelungen ist — darüber möge der Leser in geneigter Berücksichtigung der Schwierigkeit der Aufgabe mit Nachsicht urtheilen.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Der Ritter von Hohenfels.

Im Regierungsbezirke Oberpfalz und Regensburg, im nordwestlichen Theile des sogenannten „bayerischen Waldes", liegt Falkenstein, eine der pittoreskesten Burgen, oder vielmehr Burgruinen Deutschlands.

Schloß Falkenstein ist kühn auf einen hohen Felsen hingebaut, der vor Jahrtausenden gleich einem Vulkane eine Menge Trümmer aus seinem Innern herausgetobt und um sich geworfen zu haben scheint, so daß sein Fuß jetzt wie von einem Felsenmeere umgeben ist. Diese todten Steinmassen aber hat die rastlos bildende Natur theils mit alten herrlichen Tannen und Eschen durchstockt, theils mit jungem Buschwerke überzogen. Aus der Tiefe erhebt sich ein durchlichteter Wald, dessen Bäume ein mächtiges Gewölbe, gewaltige Bogengänge bilden, in deren Oeffnungen das Sonnenlicht mit den Zweigen spielt, das Grün der Blätter zu den mannigfaltigsten Tönen verklärt und so in das Innere jenes lebendigen Domes wie durch farbige Fenster hinabfällt. Von diesem Haine aus gehen vielfache Wege und Stege

zu der Burg empor, die bald auseinander laufen, bald sich wieder vereinigen oder labyrinthisch verschlingen. Sie führen theils über hervorspringende Felsen, auf denen sich ein lachender Ausblick in das Thal öffnet, theils durch enge Felsenhöhlen oder weite Felsenthore, über die Wurzeln mächtiger Bäume, welche wie Riesenschlangen die mit Moos überkleideten Steinmassen durchwinden und umklammern, über kleine Bäche, die bald mit leisem Geplauder ruhig in das Thal hinabwandern, bald, wie von Angst getrieben sich über die Felsen stürzen, um an ihrem Fuße in weißen Schaum zu zerschellen. Und in diesen vollen oft wilden Reichthum der Natur hat die Hand des Besitzers nirgends auf störende Weise eingegriffen; die Kunst hat nur nachgeholfen, Hemmnisse beseitiget, das Steigen erleichtert, dem Auge die schönsten Anblicke geöffnet, die Wege gezogen, die Bäche mit einfachen Brücken von Baumstämmen überwölbt, einzelne Felsen gesprengt und die an Abgründen vorüberführenden Pfade mit einfachen schützenden Geländern umgeben, — aber keine sogenannte Anlage schaffen wollen, nichts Wesentliches genommen, Fremdartiges hinzugethan.

Ein mächtiger aber schmuckloser Thorbogen führt in den Hofraum der Burg, der zur Rechten von dem Hauptstocke des Schlosses, auf der andern Seite von schon verfallenen Arkaden aus dem siebenzehnten Jahrhunderte umgeben ist. Daran stößt die weit ältere Schloßkapelle, zu welcher vom Berge aus eine eigene steinerne Treppe emporführt. Der höchstge-

legene Felsblock trägt den im Gevierte erbauten und mit Zinnen geschmückten Wartthurm. Von seinen Höhen hat man eine schöne Aussicht über die Umgebung, Fernsichten aber verwehren die Falkenstein ringsumkränzenden höheren Berge, denn der Schloßfelsen liegt in Mitte eines tiefen Thalkessels. Der Thurm birgt in seinem Innern tiefe Verließe und außerdem enthält das Schloß noch mehrere andere unterirdische Behälter.

In diesem Zustande befindet sich die Burg Falkenstein in unsern Tagen; im Mittelalter galt sie für eine der stärksten Festen in Bayern, welche mancher Belagerung Trotz bot, und an deren Felsenmauern mancher feindliche Sturm erfolglos seine Kräfte versuchte. Im dreizehnten Jahrhundert befand sie sich im Besitze des ritterlichen Geschlechtes Hohenfels, welches, seit sein Name im deutschen Reiche bekannt geworden war, sich wegen Sittenlosigkeit, Rauflust und Unfriedfertigkeit im ganzen bayerischen Lande gefürchtet und gehaßt gemacht hatte. Ritter Konrad von Hohenfels, welcher in der Zeit, in welche unsere Geschichte fällt, die Burgen Falkenstein, Segenburg und Schönberg besaß, that es seinen Vorfahren in allem Schlimmen möglichst zuvor, und nur den Wirren, die in jener Zeit im ganzen deutschen Reiche herrschten, und welche keine Einigung zuließen, hatte er es zu verdanken, daß nicht Aller Schwerter sich gegen ihn richteten und ihn unschädlich machten.

Die Geschichte jener Zeit erzählt eine schreckliche

Begebenheit, in der Konrad von Hohenfels eine seinen Charakter hinreichend bezeichnende Rolle spielt, welcher Vorfall übrigens auch einen Beweis liefert, mit welcher Wuth damals Meinungskämpfe gekämpft wurden.

Es hatte nämlich zu Regensburg im Jahre 1247 ein päpstlicher Nuntius einen Grafen von Pettingau, Domherrn von Halberstadt, Albert mit Namen, zum Bischof eingesetzt, wodurch die Partei des römischen Hofes, der sich mit dem Herzoge Otto dem Erlauchten von Bayern wegen dessen Anhänglichkeit an Kaiser Friedrich II. in heftigem Zwiespalte befand, einen beträchtlichen Zuwachs erhielt. Dagegen hielten es die Bürger von Regensburg ebenfalls mit dem Kaiser Friedrich, weßwegen sie denn auch mit dem Kirchenbanne belastet waren, und sie weigerten sich daher mit aller Macht, den neuen Bischof in die Stadt zu lassen, damit er sich nicht der Geistlichkeit darin bemächtigen und zu traurigen Unordnungen Veranlassung geben könnte. Bischof Albert unterließ seinerseits nicht, den Bürgern von Regensburg möglichen Abbruch zu thun, und im Jahre 1250 gelang es ihm, einige Patricier in seine Gewalt zu bekommen, die er sogleich in sein Schloß Donaustauf (Thumstauf) in Verhaft setzen ließ. Seitdem fuhr er mit unermüdeter Wachsamkeit fort, auf ähnliche Gelegenheiten zu lauern, als sich ihm eine darbot, bei welcher er voraussah, daß sie seinen Absichten vollkommen entsprechen würde.

Diese Gelegenheit war folgende. Der junge Herzog Heinrich von Bayern, der zweite Sohn Herzogs Otto des Erlauchten, hatte es übernommen, die Braut Kaisers Friedrich II., eine sächsische Prinzessin, auf ihrer Reise zu begleiten, und der Zug sollte über Regensburg gehen. Da faßte Albert den Entschluß, die Wägen, auf welchen sich die Ausstattung der Prinzessin befand, im Angesicht der Bürger von Regensburg wegnehmen zu lassen, indem er nicht zweifelte, daß sich die Bewohner von Regensburg der Wegnahme der Wägen widersetzen und sich auf diese Weise den Verfolgungen seiner Soldaten preisgeben würden.

Albert hatte sich in dieser Voraussetzung auch nicht getäuscht, und die Bürger wurden kaum gewahr, was man mit den Wägen vorhabe, als sie aus der Stadt stürzten und den aus einem Hinterhalte hervorbrechenden Soldaten Albert's in die Hände fielen. Jetzt, da es galt, sich zur Wehre zu setzen, bemerkten sie erst, daß ihre Anzahl gegen die der Soldaten zu gering war, und sie nicht einmal hinreichend bewaffnet waren. Ein großer Theil wurde gefangen und nach Donaustauf geführt, die Uebrigen wurden niedergehauen und nur Wenigen gelang es, ihr Heil in der Flucht zu finden und die Stadt zu erreichen.

Herzog Heinrich und König Konrad, welche den Brautzug geleiten sollten und bereits nach Landshut vorausgeeilt waren, erhielten kaum Nachricht von diesem Vorfalle, als sie schleunigst zurückkehrten

und die Besitzungen des Bischofs verwüsteten, worauf sie sich dann nach Regensburg begaben, um das Weihnachtsfest da zu begehen.

Unter Jenen, die bei der gegen Bischof Albert verübten Vergeltung Schaden erlitten haben mögen, befand sich auch ein Lehensmann desselben, Ritter Konrad von Hohenfels, und die Begierde, sich zu rächen, verleitete denselben zu dem schändlichen Vorhaben, den König Konrad in seinem Quartier, das er zu St. Emmeran in Regensburg genommen hatte, zu ermorden. In dieser Absicht begab er sich mit einer Anzahl vertrauter Leute heimlich in die Stadt, und an dem Abende, wo die That verübt werden sollte, schlich er sich mit denselben in das Kloster, mit dem Vorsatz, den König Konrad plötzlich zu überfallen und zu ermorden. Man vermuthet, dieses Vorhaben sey sowohl dem Bischofe Albert als dem Abte des Klosters nicht unbekannt gewesen; ersterer näherte sich auch wirklich in der nämlichen Nacht mit seinen Truppen der Stadt, um sich während des Tumultes und der Verwirrung, welche voraussichtlich die Ermordung des Königs verursachen werde, derselben zu bemächtigen.

Das befremdende verstohlene Zusammenlaufen der Leute zur Nachtszeit im Kloster erregte endlich die Aufmerksamkeit eines treuen Dieners des Königs, und es gelang ihm, die verrätherische Absicht der Mörder zu entdecken. Sogleich eilte er in das Schlafzimmer des Königs und bewog diesen, sich irgendwo im Zimmer zu verbergen, ihm aber seinen

Platz im Bette einzuräumen. Der König Konrad hatte auch kaum mehr Zeit, sich hinter ein im Zimmer stehendes Meubelstück zu verbergen, und der Diener sich an seiner Stelle ins Bett gelegt, als Konrad von Hohenfels an der Spitze einer Mörderschaar voll Wuth und Blutdurst ins Zimmer stürzt und den Diener des Königs im Bette ermordet. Das nämliche Schicksal wiederfuhr auch einigen Freunden des Königs, die in dem nämlichen Zimmer schliefen. Konrad brachte den noch übrigen Theil der Nacht in seinem Verstecke in fortwährender Angst zu, daß die Mörder ihn auffinden würden, und hörte die ersten Ausrufungen, die Verwünschungen und Wehklagen der Leute, welche bei anbrechendem Tage zuerst ins Zimmer kamen und hier die Leichen der Ermordeten fanden.

Sogleich erfolgte auch wirklich ein Auflauf des Volkes, und bereits bildeten sich kleine Gruppen von Alberts Anhängern, die sich durch verabredete Zeichen und Loosworte einander zu erkennen gaben und die schwankenden Bewegungen der Bürgerschaft, die noch zweifelhaft über den zu fassenden Beschluß war, zur Ausführung ihres Planes benützen wollten, als König Konrad plötzlich an einem Fenster des Klosters erschien und sich dem vor demselben versammelten Volke als unbeschädigt darstellte. Ein unbeschreiblicher Jubel folgte nun auf die augenblickliche Erstarrung, in welche die plötzliche unerwartete Erscheinung des lebenden Königs die Bürger versetzt hatte; laut ertönte der Ruf ihres Dankes zum Him-

mel empor, und sie warfen sich nun — die Anhänger Albert's schlichen sich fort — dem Könige zu Füßen und baten ihn, den nächtlichen Frevel nicht ihnen zur Last zu legen und ihre Treue nicht in Zweifel zu ziehen.

Konrad von Hohenfels begab sich, nachdem auf diese Weise sein Plan mißlungen war, eiligst mit seinen Leuten in die Burg Falkenstein zurück und ließ da alle Vorkehrungen zu einer hartnäckigen Vertheidigung treffen, da er nicht zweifelte, daß der König ihn werde verfolgen und in seiner Burg belagern lassen. König Konrad mußte aber die Züchtigung der Mörder auf eine gelegenere Zeit verschieben, denn der Tod seines Vaters, des Kaisers Friedrich II., der beinahe zu gleicher Zeit erfolgte, und der Heranzug des Gegenkönigs Wilhelm von Holland vom Rheine her nach Bayern nahm ihn für wichtigere Unternehmungen in Anspruch, und so blieb das Verbrechen des Ritters von Hohenfels für dieses Mal ungestraft.

Agnes, die in Falkenstein waltende Burgfrau, war, aus dem edlen Geschlechte von Brennberg entsprossen, in Allem das Gegentheil ihres wilden Gatten: sanft, fromm, eine Mutter der Armen, emsig bemüht, so weit ihr Arm reichte, Segen zu verbreiten und das, was ihr Eheherr Böses verübte, so viel als möglich wieder gut zu machen. Agnes hatte ihre Mutter verloren, als sie kaum neun Jahre zählte, und da ihr Vater, Wirnto von Brennberg, theils in eigene Fehden, theils in die allge-

meinen des Landes verwickelt, sich mit ihrer Erziehung nicht befassen konnte, so nahm sie eine Schwester ihrer Mutter, welche Abtissin im Frauenkloster Niedermünster in Regensburg war, zu sich und erzog sie zu allen Tugenden, welche sie selbst in so hohem Grade schmückten. Erst sechzehn Jahre alt verlor Agnes auch ihre Tante durch den Tod und kehrte nun auf die väterliche Burg Brennberg zurück. Hier sah sie Konrad von Hohenfels und begehrte sie zur Ehe. Wirnto von Brennberg, ein Kampfgenosse des alten Ritters von Hohenfels, dem er in einem heißen Strauße die Rettung seines Lebens verdankte, willigte ein, unbekümmert darum, ob seine Tochter in dieser Verbindung auch glücklich seyn werde; diese selbst wurde nicht um ihre Einwilligung gefragt, die Vermählung fand statt und Agnes zog als Hausfrau in der Hohenfelse Burg ein, die — nicht ohne schlimme Vorbedeutung für die sanfte Taube — der Falkenstein hieß.

Agnes erkannte bald, daß sie sich in dem Neste eines Raubvogels befinde, indem ihr Gatte sich von allen den schlimmen Leidenschaften hinreißen ließ, welchen ein allen verderblichen Einflüssen roher Zügellosigkeit preisgegebenes, nicht durch Religion gezähmtes Gemüth sich hinzugeben pflegt. Vergeblich waren ihre Bemühungen, ihres Gatten Herz für Religiosität und alle die Tugenden zu gewinnen, welche diese Himmelstochter stets in ihrem Gefolge hat, — sie sah sich auf eine rohe Weise zurückgestoßen und mußte sich am Ende glücklich preisen,

wenn sie selbst ihren gewohnten Weg gehen durfte, wobei der Ritter aber die Bedingung stellte, daß er den seinigen nicht durchkreuzen dürfe.

So führte Agnes von Hohenfels mitten unter dem Geräusch, mit welchem kriegerische Bewegungen und das sittenlose Treiben des Ritters und seiner ihm gleichgesinnten Genossen die Burg erfüllten, ein einsames, aber darum doch nicht unglückliches Leben; denn sie schöpfte Trost aus ihrem frommen Gemüthe und für die rohe Begegnung, die ihr der wilde Sinn des Gatten zu Theil werden ließ, fand sie hinreichende Entschädigung in den Thränen des Dankes, die in den Hütten der Armen und Leidenden für sie flossen. Ihren Bitten nachgebend gestattete endlich der Ritter auch die Anwesenheit eines Priesters in der Burg, und der Umgang mit dem ehrwürdigen Pater Bonifazius, einem frommen Benediktinermönch aus dem Kloster Oberaltaich, der sich von Agnes hatte bewegen lassen, einen großen Theil des Jahres auf Falkenstein Wohnung zu nehmen, war ihre einzige aber auch willkommenste Gesellschaft.

Zwei Jahre waren vergangen, als Agnes einen Knaben gebar, welcher in der heiligen Taufe den Namen Heinrich erhielt. Das Kind war schwächlich und verhieß kein langes Leben, und Konrad von Hohenfels, anstatt sich durch die Geburt eines Sohnes mit stärkeren Banden an dessen Mutter gefesselt zu fühlen, äußerte wegwerfend, der Bube werde, wenn er auch am Leben bliebe, doch für

keinen Ritter, sondern nur für einen Pfaffen taugen. Dieß war auch die Ursache, daß er sich weiter nicht mehr um die Erziehung seines Sohnes bekümmerte, sondern diese ganz dessen Mutter überließ.

Mit welcher Freude erfüllte dagegen die Geburt des Kindes das Herz seiner Mutter! Sie erblickte gerade in dem Umstande, daß Heinrich in Folge seiner körperlichen Schwäche nicht zu dem kriegerischen Stande geeignet zu seyn schien, einen besonderen Beweis der Gnade Gottes, welcher nicht wolle, daß der Knabe der mütterlichen Sorgfalt entzogen und den rohen Händen eines ritterlichen Erziehers übergeben werde, welcher dem kindlichen Gemüthe so frühe als möglich alle die verderblichen Grundsätze eingeprägt hätte, die ihren Gatten und seine wilden Genossen weit und breit zum Gegenstande der Furcht und des Schreckens machten. Mit heißen Thränen dankte sie Gott für diese Gnade und flehte ihn an, ihr die Kraft zu verleihen, den Knaben in den Grundsätzen der Frömmigkeit zu erziehen, und ihn lieber wieder zu sich zu nehmen, als in die Fußstapfen seines Vaters treten zu lassen.

Pater Bonifaz theilte der Mutter Sorge für die Erziehung Heinrich's, und dieser nahm täglich zu an herrlichen Tugenden des Herzens und des Geistes, blieb aber in körperlicher Beziehung ein schwächlicher Knabe, so daß sein Vater ihn nur mit verächtlichem Blicke betrachtete, weil er, wie der Ritter sich ausdrückte, als unfähig, einst ein Schwert kräftig zu führen und ein Roß zu tummeln, keinen

würdigen Sprößling eines ritterlichen Geschlechtes in ihm sah. Heinrich's Gesundheit erstarkte inzwischen unter der sorglichen Pflege seiner Mutter, und wenn auch die Zartheit seines Körperbaues ihn noch lange von ritterlichen Uebungen ferne halten mußte, so sah doch Agnes mit Schrecken die Zeit herannahen, wo sein Vater sich seiner bemächtigen und ihn auch auf die Gefahr hin, die von ihr so mühsam gepflegte Gesundheit des Knaben für immer zu zerstören, in den geräuschvollen Kreis der Lanzen und Schwerter ziehen werde. Noch mehr aber bangte Agnes vor dem unheilvollen Einflusse, den die Umgebung ihres Gatten und seiner sittenlosen Genossen auf die Sitten ihres Sohnes haben werde. Sie berieth sich darüber mit Pater Bonifaz, und dieser gab ihr den Rath, den Knaben dem Schutze der heiligen Jungfrau zu empfehlen und zu diesem Zwecke mit demselben die Wallfahrt zu dem Gnadenbilde der Mutter des Herrn auf dem Bogenberge bei Straubing zu machen. Agnes befolgte den Rath ihres frommen Beichtvaters, und als Ritter Konrad einst mit seinen Kampfgenossen auszog, um im Böhmerlande einen seiner Freunde in einer Fehde zu unterstützen, verließ sie in Begleitung einiger treuen Diener, ihren neunjährigen Sohn an der Hand, die Burg Falkenstein, um als demüthige Pilgerin zu Fuße zu dem Gnadenbilde der heiligen Mutter auf dem Bogenberge zu wallen.

Im Jahre 1104 fand man eines Morgens in der am Fuße des Bogenberges vorüberfließenden

Donau auf einem aus dem Wasser emporragenden Felsen (noch heut zu Tage der Frauenstein genannt), welcher nur bei ungewöhnlich hohem Wasserstande von den Fluthen überspült wird, das steinerne Bild Maria's, welches stromaufwärts schwimmend hier gelandet war. Graf Alswin von Bogen, dessen Schloß auf dem Bogenberge stand, als ihm Kunde von diesem Wunder ward, kam alsbald an den Fluß herab und brachte mit höchster Ehr' und Andacht den himmlischen Gast in die Kapelle seines Schlosses auf dem Bogenberge. Als die Einsetzung der Gnadenmutter im Lande ruchbar wurde, strömten die Pilger zu Tausenden herbei. Die Zahl der Städte, Märkte und Gemeinden Bayerns, die alle Jahre dahin Prozessionen anstellten, betrug gegen 250. Auch hohe fürstliche Personen kamen in späterer Zeit und gaben reiche Spenden, so Kaiser Sigmund, Friedrich III., Ferdinand II. und seine Gemahlin Eleonora, König Ferdinand von Ungarn, dann von dem hohen bayerischen Regentenhause die Herzoge Heinrich von Landshut, Albrecht und Ludwig, die Kurfürsten Maximilian I., Ferdinand Maria, Max Emanuel, Kaiser Karl VII., Ludwig, König von Bayern, als Kurprinz (1800). Der Schatz an silbernen und goldenen Altarzierden, welcher sich durch die Gaben der Gläubigen im Laufe der Jahrhunderte angesammelt hatte, war von bedeutendem Werth, und die Vollstrecker der Säkularisation fanden hier eine reiche Ernte. Die Geschenke, die in unsern Tagen dargebracht werden, bestehen

meistens in Wachs, indem jede Gemeinde, welche zum Bogenberge wallfahrt, eine gewichtige Wachskerze opfert. Hierin zeichnet sich die Pfarrgemeinde Holzkirchen bei Ortenburg vor allen aus, welche in jedem Jahre eine fünfzig Fuß hohe mit Wachs umzogene Stange darbringt. Diese Riesenkerze wird von einem einzigen des Vortheils kundigen Manne der Prozession über den Berg hinauf vorangetragen.

Zu diesem Gnadenbilde wallte die fromme Agnes von Hohenfels mit ihrem Sohne Heinrich. Auf rauhen Waldpfaden und ermüdet von der ungewohnten Fußwanderung auf dem Bogenberge angekommen, wo der mächtige Graf Albert von Bogen, von welchem die Geschichte viele gewaltsame, aber wenige rühmenswerthe Thaten zu erzählen weiß, Hof hielt, wollte die demüthige Pilgerin mit ihrem Kinde trotzdem, daß das Bedürfniß sie hiezu mahnte, sich nicht vorher mit Leibesnahrung erquicken, sondern eilte sogleich in das Gotteshaus und warf sich vor dem wunderthätigen Bilde der heiligen Jungfrau auf den mit Steinen gepflasterten Boden auf die Kniee. Im gläubigen Vertrauen trug sie der Himmlischen ihr Anliegen vor, offenbarte ihr alle Besorgnisse, die sie für die Unschuld und das Seelenheil ihres Sohnes hegte, und bat sie um ihre segenreiche Vermittlung bei ihrem göttlichen Sohn, damit dieser das Herz ihres Heinrichs in heiliger Unschuld bewahren und stärken möge, allen Verleitungen zum Bösen, möchten sie auch von einem Vater kommen, standhaft zu widerstehen.

Jedem gläubigen Gebete wird Erhörung: ein Strahl der Erbarmniß der heiligen Mutter des Herrn fiel in Agnesens bangende Seele, und erfüllte sie mit einer frommen Zuversicht, so daß sie, nachdem sie lange Zeit im tiefen Gebete versunken auf den Knieen gelegen war, von himmlischem Troste gestärkt sich erhob.

Graf Albert von Bogen hatte inzwischen ihre Anwesenheit in der Kirche erfahren, und als Agnes mit ihrem Sohne dieselbe verließ, erwartete sie ein Kämmerling des Grafen, welcher sie in dessen und seiner Gemahlin Richizza von Dillingen Namen einlud, im Schlosse Herberge zu nehmen. Agnes lehnte jedoch die Einladung dankend ab; „als demüthige Pilgerin", sagte sie, „bin ich gekommen und als solche will ich mich wieder hinwegbegeben, mit der trostreichen Hoffnung erfüllt, daß die Gnadenmutter sich gewürdiget habe, meiner Bitte Erhörung zu schenken." Nun begab sie sich in das Haus, in welchem die Mönche von Oberaltaich dürftige Pilger zu beherbergen pflegten, wo Pater Bonifaz ihr eine dem demuthsvollen Werke, das sie hieher geführt, entsprechende Aufnahme vorbereitet hatte. Am andern Tage wohnte sie dem Gottesdienste in der Gnadenkapelle bei, empfing die heiligen Sakramente und verfügte sich am Nachmittage auf die nämliche Weise, wie sie gekommen, auf den Weg nach Falkenstein zurück, wo sie mit ihren Begleitern, welche den jungen Heinrich abwechselnd trugen, auch wieder glücklich anlangte.

Einige Jahre vergingen, während denen Heinrich vom schwachen Knaben zum blühenden Jünglinge heranwuchs, so daß es schien, die Natur wolle das, was sie früher an ihm versäumt, nun schnell nachholen. So groß Agnesens Freude auch darüber war, daß ihres Sohnes Gesundheitszustand sich so sehr besserte, so dachte sie doch mit Angst daran, daß sein Vater, wenn er diese Veränderung gewahrte, ihn sogleich in seine ritterliche Schule, wie er es nannte, nehmen würde; und wie verderblich konnten die Folgen dieser Schule für Heinrich seyn! Glücklicherweise war der Ritter mit eigenen und fremden Fehden eben so sehr beschäftigt, daß er nur selten auf seiner Burg Falkenstein anwesend war und sich auch da nicht um Gattin und Sohn bekümmerte.

Dieser Angst wurde Agnes endlich durch die Fügung der Vorsehung auf eine eben so unerwartete als glückliche Weise ganz enthoben. Ihr Bruder Reimar von Brennberg nämlich feierte seine Vermählung in Regensburg, und seine Schwester mußte der Festlichkeit beiwohnen. Ihren Sohn wollte sie nicht allein auf der Burg Falkenstein zurücklassen und sie nahm ihn daher mit nach Regensburg. In dieser Stadt war eben auch Herzog Otto der Erlauchte von Bayern anwesend und der edle Stamm der Brennberger besaß zu großes Ansehen, einen zu guten Namen im ganzen deutschen Reiche, so wie im Bayerlande, als daß es der Herzog verschmäht hätte, mit seinem älteren Sohne Ludwig

der Vermählungsfeier anzuwohnen. Letzterer lernte bei dieser Gelegenheit den jungen Heinrich von Hohenfels kennen, er fand Gefallen an ihm, und zwischen beiden Knaben war bald Freundschaft geschlossen. Als nun die Zeit der Trennung kam, und Herzog Otto schon den Tag seiner Abreise von Regensburg festgesetzt hatte, da wollte Prinz Ludwig nicht von seinem neuen Freunde lassen und drang so lange mit Bitten in seinen Vater, bis dieser gestattete, daß sein Sohn den jungen Heinrich als Freund und Genossen mit sich an den herzoglichen Hof nehme. Der Herzog selbst übernahm es, die Einwilligung der Mutter Heinrich's zu der Trennung von ihrem Sohne zu gewinnen. „Was die Bewilligung Eueres Gemahles betrifft, edle Frau," so schloß Otto der Erlauchte die Worte, die er deßhalb an Frau von Hohenfels richtete, „so wird er sie seinem Herzoge schon aus dem Grunde nicht versagen, weil noch manches zwischen uns beiden zu schlichten ist, und er Heinrich von Hohenfels als den Vermittler betrachten darf, der manche Ungebühr vergessen machen kann, die Konrad von Hohenfels gegen den Herzog von Bayern verübt hat."

Obwohl Agnes fühlte, daß die Trennung von ihrem Sohne das einzige Band löse, das sie noch an dieses Leben knüpfe, so dachte sie doch zu edel und fühlte zu mütterlich, als daß sie nicht das Wohl ihres Sohnes der Befriedigung selbstsüchtiger Wünsche vorgezogen hätte, und heiße Thränen des Dankes, wie sie nur die mütterlichste Liebe und die edelste

Selbstverläugnung fließen machen kann, strömten auf des Herzogs Hand nieder, die ihr dieser dargereicht hatte.

Ergreifend war der Abschied zwischen Mutter und Sohn: jene ging einer Einsamkeit entgegen, die ihr bisher nur die Gesellschaft ihres Sohnes und die süße Sorge um sein geistiges und körperliches Wohl hatte erträglich machen können, Heinrich dagegen, der noch niemals von seiner Mutter entfernt gewesen war, sollte nun den Umgang mit dieser geliebten Mutter entbehren und eine Welt betreten, die ihm so ganz und gar fremd war! Doch waren beide zu verständig, als daß sie nicht troß dem Schmerze, den ihnen die Trennung verursachte, in dieser Fügung Gottes dessen Güte und Gnade erkannt hätten: wußte doch die Mutter, daß Heinrich auf diese Weise dem verderblichen Einflusse entrückt werde, den die verdammenswerthe Gesinnungsart seines Vaters, unterstützt von der Gewalt, welche die Natur ihm über ihn verliehen hatte, endlich doch auf sein jugendliches Gemüth hätte äußern müssen, und der Sohn erkannte troß seiner Jugend die Besorgnisse seiner Mutter zu sehr als wahr, als daß ihm nicht die Gelegenheit, der ihm drohenden Gefahr zu entrinnen, willkommen gewesen wäre.

Heinrich von Hohenfels reiste im Gefolge des Herzogs Otto und seines Sohnes Ludwig nach Landshut, wo sich in dem oberhalb der Stadt gelegenen Schlosse Trausnitz die herzogliche Hofhaltung befand, und seine Mutter mit dem tiefen

Trennungsschmerze im Herzen nach Falkenstein zurück. Ritter Konrad empfing die Botschaft, daß Herzog Otto seinen Sohn mit sich nach Landshut genommen habe, mit vieler Gleichgültigkeit, ja er wollte ihn lieber am Hofe wissen, wo er doch ritterliche Bildung zu erlangen hoffen durfte, als bei seiner Mutter, die ihn, wie er meinte, doch nur zum Mönch erziehen würde.

Zweites Kapitel.

Der Tod des Herzogs Otto des Erlauchten.

Wir übergehen einen Zeitraum von acht Jahren. Heinrich von Hohenfels hatte während denselben gemeinsam mit dem Prinzen Ludwig von Bayern seine geistige und körperliche Ausbildung erhalten, und in beiden Richtungen eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, die ihn fähig machte, im Rathe seines Fürsten sowohl, als im Kampfe mit dessen Feinden eine hervorragende Stellung anzunehmen. Was seinem zartgebauten Körper an Stärke und Kraft der Muskeln gebrach, das ersetzte ein durch ununterbrochene Uebung erlangter Grad von Gewandtheit, welche im Kampfspiele so oft über die rohe Kraft den Sieg erringt.

Er hatte auch bald Gelegenheit, von der ritterlichen Fertigkeit, die er sich hier errungen, im ernsten Kampfe Beweis abzulegen. Prinz Ludwig hatte

schon seit mehreren Jahren als rascher Jüngling an den Angelegenheiten des Landes Theil genommen, und im Jahre 1247 im Einverständnisse mit den rheinländischen Städten die adelichen Raubschlösser zerstört und andere bedeutende kriegerische Unternehmungen geleitet. Heinrich war auf allen diesen Zügen stets an der Seite des Prinzen; er nahm thätigen Antheil an den Beschwerden und den glücklichen Folgen dieser Kämpfe und begründete in ihnen seinen Kriegsruhm. Dabei hatte er sich aber die Reinheit der Sitten und die Frömmigkeit des Herzens zu bewahren gewußt, welche seine fromme Mutter ihm in seiner frühen Jugend einzuprägen bemüht gewesen war.

Seine Mutter zu sehen, hatte Heinrich häufige Gelegenheit: er besuchte sie entweder auf der Burg Falkenstein, wo er immer einige Zeit bei ihr zubrachte, oder Agnes begab sich an den herzoglichen Hof, wo sie der Herzogin Agnes, Herzog Otto's Gemahlin, einer Enkelin Heinrich des Löwen, eine stets willkommene Erscheinung war. Dem Verlangen der erlauchten Frau, eine der ersten Stellen unter den Frauen ihres Hofes einzunehmen, glaubte sie aus dem Grunde nicht entsprechen zu dürfen, weil sie außer Heinrich noch viele Kinder hatte, die ihrer Nähe bedurften, ihre Unterthanen nämlich, die gar häufig in dem Falle waren, der sanften und wohlthuenden Hand einer zärtlichen Mutter zu bedürfen, welche den heilenden Balsam des Trostes und der wirksamen Hilfe in die Wunden goß, die

ihnen die rauhe und harte Hand des Ritters von Hohenfels schlug.

Es war am 29. November des Jahres 1253, als in der Fürstenburg Trausnitz ein regeres Leben als gewöhnlich herrschte. Sendboten gingen und kamen, und viele Gäste kehrten da ein. Herzog Otto der Erlauchte versammelte seine vertrauten Räthe und Freunde im Schlosse, um mit ihnen über den Zustand des Landes Rath zu pflegen. Unter denselben befanden sich: Wilhelm von Raittenbach, Vicedom zu Lengenfeld, Dietrich, Propst zu Illmünster, Swiker, Kabinetssekretär des Herzogs, Heinrich, Kanonikus zur alten Kapelle in Regensburg, Heinrich aus der Au, Richter zu München, Herman, Abt zu Niederalteich, Ruger von Runtingen und mehrere andere Männer, die des Herzogs besonderes Vertrauen besaßen und sich entweder durch Gelehrsamkeit oder durch Tapferkeit und Anhänglichkeit an das erlauchte bayerische Fürstenhaus auszeichneten. Auch Prinz Ludwig, so wie Heinrich von Hohenfels, welcher zügleich mit den herzoglichen Prinzen Ludwig und Heinrich am 14. September desselben Jahres in Straubing feierlich den Ritterschlag empfangen hatte, wohnten der Versammlung bei.

Bayerns damalige Lage bedurfte auch in der That einer ernsten Berathung, denn seit dem Jahre 1247 lag wegen seiner Anhänglichkeit an die Sache Kaisers Friedrich II. der Kirchenbann auf dem Herzogthume. Alle Kirchen waren geschlossen, aller

Gottesdienst war aufgehoben und allen Unterthanen, außer denen, welche sich für den römischen Hof erklärten, nach dem Kirchengebrauche das Begräbniß versagt. Die Unordnung, welche der Bann, der wie eine schwere Gewitterwolke über dem unglücklichen Lande hing, in allen Verhältnissen, in den öffentlichen sowohl, wie in den häuslichen, anrichtete, wurde immer größer und überstieg endlich jedes erträgliche Maß. Die Bischöfe ließen an ihre Pfarrer die schärfsten Befehle ergehen, den Kirchenbann zu befolgen; der Herzog, welchem ein solcher Bann, der den ganz unschuldigen Unterthanen einen so großen Zwang auferlegte und sie an der Ausübung der ihnen so heiligen Religionspflichten hinderte, unbillig schien, wollte das Gegentheil; die adeligen Landsassen, je nach ihrem Privatvortheile, hielten es bei dieser allgemeinen Lockerung aller auch noch so heiligen Bande theils mit den Bischöfen, theils mit dem Herzoge, dieser so wie seine Söhne Ludwig und Heinrich betrachteten die Anhänger der Bischöfe als Rebellen, und die schrecklichen Begleiter allgemeinen Aufruhrs und allgemeiner Verwirrung, Verheeren, Rauben, Brennen und Morden zerstörten alles Wohl des Gesammtstaates sowohl, als das jedes Einzelnen.

Diesen Zustand der Verwirrung und der Gesetzlosigkeit benützten besonders die Raubritter, welche alles Gut, das sie mit den Kräften, die ihnen zu Gebote standen, zu erreichen vermochten, als ihr Eigenthum betrachteten, und vor allen war es in der

Pfalz am Rheine, die dem Herzoge Otto durch seine Heirath mit Agnes, der Tochter des rheinischen Pfalzgrafen Heinrich II., Enkelin Heinrich des Löwen, zugefallen war, der Fall, daß aller Handel stockte, alles Gewerbe darnieder lag, weil die Straßen der Tummelplatz dieser adeligen Räuber waren, und der Bürger und Landmann selbst in Mitte seines Hauses sich des mit dem Schweiße seines Angesichtes errungenen Besitzthums nicht erfreuen konnte.

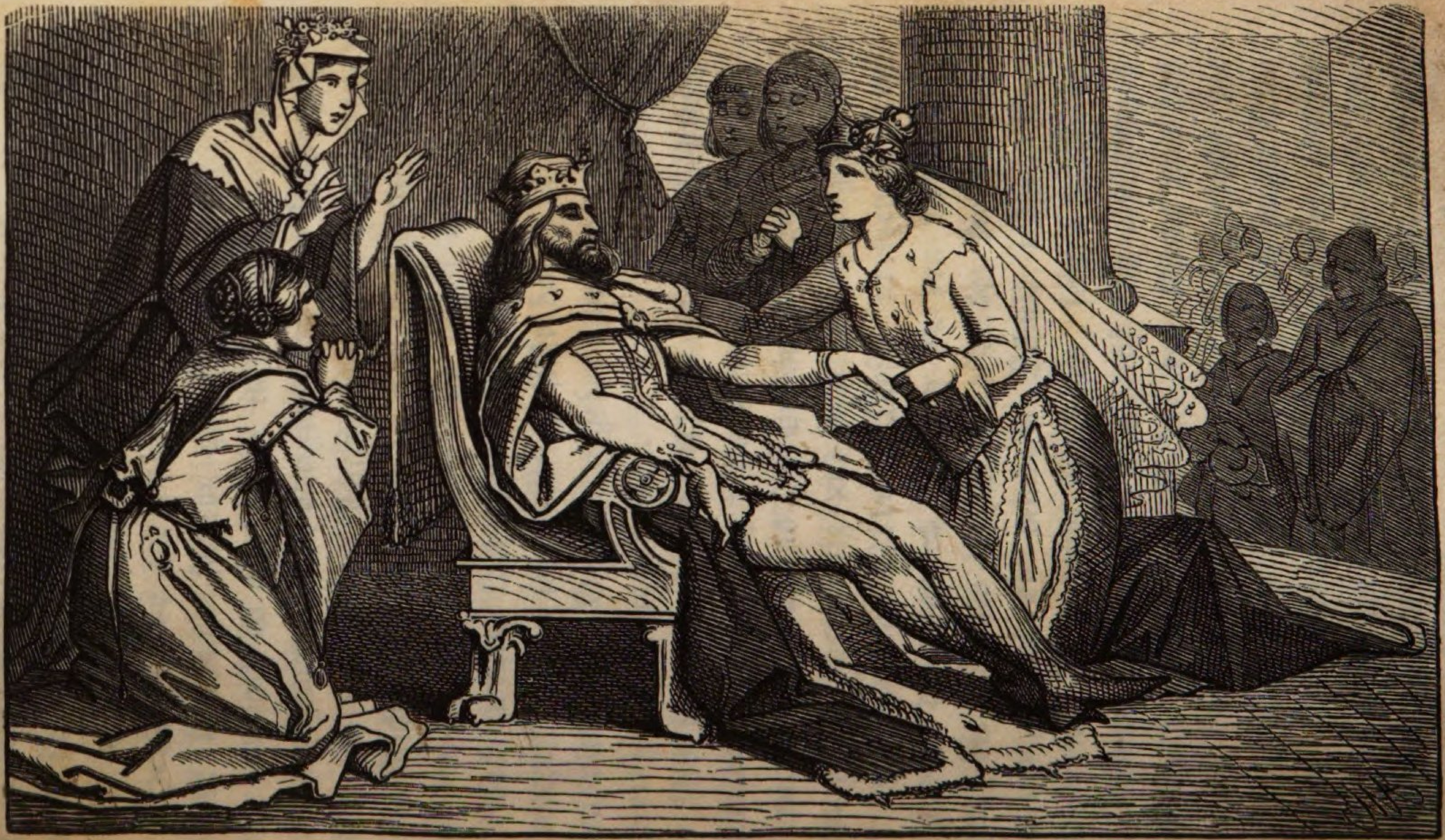
Diesen traurigen Zuständen ein Ende zu machen war der edle Herzog, welcher das Glück seiner Unterthanen dem eigenen vorzog, schon lange bemüht gewesen, aber weder seinen weisen Anordnungen auf dem Wege des Gesetzes, noch seinem tapferen Schwerte hatte dieß bisher gelingen wollen, und er berief daher, wie bereits erwähnt, seine treuen Räthe, um mit ihnen abermals Rath über diese seinem Herzen so nahe liegende Angelegenheit zu pflegen. Die Furchtsameren riethen, sich dem Ansehen der Bischöfe unbedingt zu unterwerfen, aber dagegen eiferten die Kriegsmänner, an ihrer Spitze Prinz Ludwig, welche den unauflöslich scheinenden Knoten mit dem Schwerte zerhauen und die Sache aufs Aeußerste kommen lassen wollten.

Die Nacht des stürmischen Novembertages war schon längst angebrochen und ein Beschluß nicht gefaßt, da schloß der Herzog die Berathung, indem er die Fortsetzung derselben auf den folgenden Tag festsetzte, und man begab sich zur Tafel in den Speisesaal, wo die Herzogin Agnes der Gäste bereits lange

harrte. In Gegenwart der erlauchten Frau durften Staatsgeschäfte nicht verhandelt werden und die Parteien, die sich im Rittersaale der Fürstenburg so schroff gegenüber gestanden, einigten sich im Speisesaale derselben im Genusse der Freuden der Tafel und jenem einer muntern Unterhaltung zum vollkommensten Einklange.

Die Tafel war aufgehoben, und der Herzog unterhielt sich eben mit seiner Gemahlin und einigen Frauen anwesender Gäste im lebhaften muntern Gespräche, als er plötzlich erbleichte, in den Lehnsessel zurücksank, auf dem er saß, und nach einigen schweren Athemzügen kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab. Aufs Höchste bestürzt, eilte die Herzogin herbei, eine allgemeine Verwirrung herrschte im Saale, die Aerzte wurden herbeigerufen, aber alle Mittel, die sie anzuwenden wußten, um das entfliehende Leben des Herzogs zurückzurufen, blieben erfolglos, und Otto, erst 47 Jahre alt, hatte dieses zeitliche Leben verlassen.

Otto den Erlauchten schildern die Zeitgenossen als einen Mann von schöner, hoher Gestalt, genau und streng in seinen Befehlen, wie es einem Herrscher geziemt, aber im Umgang angenehm und munter. Er waltete väterlich über das Volk, belebte seine Städte, baute neue an, wie Dingolfing, welches er mit Ringmauern und einer Veste aus den Steinen der dem Bischofe von Regensburg gehörigen Burg Teisbach versah, die Ludwig, sein Sohn, zerstört hatte, hielt die Bösen in Schranken, die Guten in Liebe,



V. Bdchn. Zu S. 24.

und war durch gerechtes Maß in allen Dingen ein des Wittelsbacher Stammes würdiger Fürst, der Bayern Stolz, der Fremden Bewunderung.

Herzog Otto der Erlauchte starb im Banne, der auf ihm und seinem ganzen Lande lag, und wurde deßhalb in aller Stille in Scheyern begraben. Diese Kirchenstrafe war übrigens nur eine Maßregel, welche der Statthalter Christi über eine gewisse politische Richtung jener Zeit zu verhängen für nöthig gefunden hatte, und keineswegs gegen den Herzog persönlich wegen kirchenfeindlicher Gesinnung ausgesprochen. Von seiner Religiosität hat er in seinem Leben vielfältige Beweise gegeben, von welchen wir hier einige anführen wollen.

Als im Jahre 1240 Albrecht von Böhmen, Erzdiakon von Passau, viele Gegenden Deutschlands als päpstlicher Nuntius durchreiste, wurde er von Niemand so ehrerbietig und herrlich empfangen, als von dem Herzoge Otto. Dieser überzeugte den Gesandten des Papstes, daß er an den vielen Unruhen, die damals die Gegenkaiser im Reiche verursachten, nicht die mindeste Schuld trage. Der friedliebende Fürst erbot sich sogar, seiner doppelten Wahlstimme, die er als Pfalzgraf und als Herzog in Bayern hatte, zum Wohle der Kirche und des Staates bereitwillig zu entsagen, wenn dieses die Umstände erheischen sollten. — Väterlich sorgte Otto für die armen Unterthanen seines Landes, indem er zu München ein Spital für sie anlegte und den Isarzoll für dessen Unterhaltung bestimmte. — Noch

kurz vor seinem Tode machte er mit seinen Söhnen Ludwig und Heinrich eine Wallfahrt nach Altötting, legte in der heiligen Kapelle seinen Söhnen das Zeichen der Volljährigkeit, die Kriegsgürtel um, und empfahl sie dem Schutze der seligsten Jungfrau. Das sind Thaten, aus denen ein guter Fürst, ein treuer Sohn der Kirche hervorleuchtet, der es nicht verwirkt hat, aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen zu werden.

Zehn Jahre nach Otto des Erlauchten Tode gab Papst Clemens den Bischöfen von Freising und Regensburg den Auftrag, zu untersuchen, ob der Herzog bußfertig gestorben sey. Diese Bischöfe ließen die Stiftung des Spitales zum heiligen Geist in München, dessen wir eben erwähnt haben, als einen Beweis gottseliger Gesinnungen gelten, wodurch seine Ruhestätte gesichert blieb.

Drittes Kapitel.

Theilung Bayerns.

Für Herzog Otto den Erlauchten hatte sich einige Jahre vor seinem Tode eine von selbst einladende Gelegenheit zur Wiederherstellung der früheren Größe des Herzogthums Bayern dargeboten.

Herzog Friedrich der Streitbare von Oesterreich war gefallen im Kriege gegen die Ungarn, ohne Kinder zu hinterlassen. Schwestern hatte er, auf

welche wenig Rücksicht genommen wurde, Gertraud aber, seines Bruders Tochter, war verheirathet an den Markgrafen Hermann von Baden, einen Anverwandten des Herzogs Otto, denn des Markgrafen Mutter war die jüngere Schwester der Herzogin Agnes. Da Oesterreich ein Weiberlehen war, so kam Hermann durch Unterstützung des Herzogs Otto und durch die Bestätigung des Papstes ohne viele Schwierigkeit zum Besitze des Landes und erhielt sich unter den wüthenden Ausbrüchen des Fehdegeistes, welcher die Vasallen und Ministerialen zu gegenseitigen Anfällen und dadurch zur allgemeinen Verwüstung des unbeschützten Landes verleitete. Aber Herzog Hermann starb nach wenigen Jahren, und hatte er selbst sich kaum behaupten können, wie wäre es seinem hinterlassenem Sohne Friedrich, einem Kinde, möglich gewesen? Niemand nahm Rücksicht auf ihn, mit seiner Mutter mußte er das Land verlassen, als andere Bewerber, Ottokar von Böhmen und König Bela von Ungarn, ohne rechtliche Ansprüche, aber von ihren Waffen unterstützt, in dem schönen, jetzt verheerten Lande auftraten. Um seiner Sache einen bessern Anstrich zu geben, heirathete Ottokar Margareth, die Schwester des verstorbenen Herzogs.

Bald aber dünkt ihm das Hilfsmittel überflüßige Sache; er scheidet sich wieder von ihr, unter dem unrichtigen Vorwande, sie sey vorher Nonne gewesen, und gründet sein Recht einzig auf die zum Kriege verwendeten Kosten. Unmöglich konnten diese

Fremdlinge den Oesterreichern gefallen, und sie luden Herzog Otto den Erlauchten ein zur Besitznahme des bayerischen Stammlandes, und dieser ergreift mit Freuden die lockende Aufforderung. Er schickt Truppen in das Land ob der Ens, und an der Spitze derselben seinen noch nicht wehrhaft gemachten Sohn Ludwig, welcher Linz, Ens ꝛc. in Besitz nimmt, aber dem anrückenden Ottokar nicht gewachsen ist und sich zurückziehen muß.

In der Folge erscheinen feierliche Abgeordnete vom Lande Steyer und übertragen dem Herzoge Otto das Herzogthum. Aber ihre Gesinnungen mußten kälter werden, als jener versicherte, er werde sich mit dem Könige Bela besprechen (weil die Tochter desselben mit seinem Sohne Heinrich verlobt war), denn König Bela war gerade der Mann, dessen Angriffe die Steyermärker fürchteten. Doch bald ändert sich der Entschluß: mit Truppen dringt Herzog Otto vor in Begleitung seiner Söhne, findet aber den Uebergang des Gebirges von König Ottokar besetzt. Diese Schwierigkeit findet er für unübersteiglich, und der ganze Kriegszug löset sich auf ohne weiteren Versuch; denn daß er seinen Sohn Heinrich auf großen Umwegen zu König Bela reisen ließ, förderte die Sache nicht. Für Bayern verschwindet auf immer die nicht festgehaltene Gelegenheit; Ottokar und Bela theilen sich anfangs in die Herzogthümer, und am Ende wird der Erstere Herr des Ganzen.

Zur Bestreitung der ungewöhnlichen Kosten

hatte der Herzog Zuflucht zu einem gefährlichen Hilfsmittel genommen. Als Landesherr ließ er Münzen prägen; dagegen konnte keine Einwendung gemacht werden, aber damit sie ihm Vortheil bringe, waren die neugeprägten Pfennige beinahe dreimal so geringhaltig, als die zu Regensburg im Namen des Kaisers geprägten, welche im Lande verboten wurden, um den herzoglichen Umlauf zu verschaffen. Aller Handel und Wandel litt durch die getroffene Verfügung; Vorstellungen erfolgten vergeblich von vielen Seiten, besonders von den geistlichen Fürsten.

Als Herzog Otto der Erlauchte starb, war von seinen beiden Söhnen Ludwig, vierundzwanzig Jahre, und Heinrich, achtzehn Jahre alt, nur der Erstere anwesend, indem Heinrich, wie schon erwähnt worden, sich gerade bei dem Könige Bela von Ungarn befand, mit dessen Tochter Elisabeth er schon im Jahre 1244 verlobt worden war. Herzog Ludwig hatte sich noch zur Lebenszeit seines Vaters in den Kämpfen, die er in dessen Namen führte, als einen Mann festen Charakters und unbeugsamen Sinnes bewiesen, wenn es galt, sein Recht durchzusetzen und seinem Willen Gehorsam zu verschaffen. Doch er besaß auch mildere Regententugenden und unter diesen vor allem tiefes Mitgefühl der leidenden und der unglücklichen Zustände seines Landes. Weit umher in Ebenen und Gebirgen lag das Land erschöpft von langen Kriegen, eine große Anzahl der Klöster und Burgen, der Städte und Dörfer in Asche und Schutt oder menschenarm, alles

unter dem Interdikt des Papstes oder der Bischöfe seufzend.

Dieß bewegte Ludwig's Gemüth, und er entschloß sich, an der Stelle seines Vaters, der an der Ausführung seines Vorhabens durch einen unvermutheten Tod gestört worden war, noch vor des Bruders Zurückkunft vollen Land- und Kirchenfrieden herzustellen. Er lud daher die klaghaften Feinde seines Vaters zu einem Tag nach Straubing. Sie erschienen: die Bischöfe Albert von Regensburg und Otto von Passau, so wie der Erzbischof Philipp von Salzburg. Als Vermittler trat auf Bischof Heinrich von Bamberg, welcher das ausschließliche Vertrauen des Herzogs besaß, und dieses Amtes würdig war durch den Ruhm der Klugheit, den er sich in den stürmischsten Tagen erworben hatte.

Der Vergleich war schon am 19. Dezember 1253 zu Stande gebracht. Die Kirchenfürsten kannten aus den letzten Kämpfen, in denen sie schwere Wunden davongetragen hatten, des jungen Herzogs Glücksstern und unerschrockenen Geist, und ihre christliche Sanftmuth begegnete Ludwig's weiser Mäßigung. Selbst Bischof Konrad von Freising, obwohl am Tage des Vertrages abwesend, pflichtete, doch schweren Herzens, bei; denn keine Kirche hatte unter den herrschenden Zwistigkeiten mehr zu leiden gehabt und größere Verluste erlitten, als die von Freising. Da er nun mit den erhaltenen Entschädigungen nicht zufrieden seyn wollte, befahl ihm Papst Innocenz IV. verträgliche Klugheit. Auf diese Weise ward die

Versöhnung mit den Bischöfen so wie der nun schon so lange unterbrochene Gottesdienst wieder hergestellt und dadurch auch mit der Uebung der Religion deren segensreicher Einfluß auf die Verbesserung der Sitten wieder zurückgeführt.

Im Herbste des Jahres 1254 kehrte Herzog Heinrich, seines Namens XIV., vom Hofe seines Schwiegervaters in Ungarn nach Bayern zurück, und beide Brüder übernahmen gemeinschaftlich die Regierung des Landes, denn die Erstgeburt gab damals noch keinen Vorzug zur Herrschaft. Allein das gleiche Recht der Brüder bei ungleichem Gemüth führte in kurzer Zeit Zwistigkeiten zwischen ihnen herbei. Ludwig, ein Kriegsmann, rauh und bieder, von scharfem Verstande, ward allzuoft vom Jähzorne hingerissen, während Heinrich neben der Eifersucht des jüngeren Bruders das reizbare Mißtrauen besaß, welches meistens dem Gefühle der Schwäche anhängt. Die Brüder verstanden sich nicht, und der Friede mit dem Bischofe von Regensburg, welcher Heinrich mißfiel, weil er ohne ihn geschlossen war, soll den ersten Keim zur brüderlichen Zwietracht und zu Lösung der gemeinschaftlichen Regierung gelegt haben.

Da kam der Gedanke einer Theilung der Lande und der Herrschaft zur Reife. Dieser Gedanke wurde im nächsten Frühjahre nach gegenseitiger Verabredung mit Angabe der Hauptbestandtheile, ohne pünktliche Bezeichnung der einzelnen Orte, wozu die Zeit fehlte, ausgeführt. Viele in das Kleinere

gehende Bestimmungen wurden erst in der Folge, nicht ohne Hader und Streit, gemacht, und wahrscheinlich niemals eine Urkunde zur sicheren Bezeichnung der Grenzen und gegenseitigen Verhältnisse ausgefertigt. Aus gleichzeitigen einheimischen Schriftstellern wissen wir, daß Herzog *Heinrich* die Rechte in den Städten Regensburg, Cham, Kelheim, Erding, Landshut, Oetting, Burghausen, Reichenhall, mit allem östlichen Lande bis zur Grenze von Oesterreich und Böhmen erhielt, und daß dieser bei weitem vorzüglichere und gesegnetere Antheil von nun an den Namen *Niederbayern* führte. Das westliche Land mit den Besitzungen der Burggrafschaft Regensburg, oder die Gerichte Regenstauf, Lengenfeld und Kellmünz, erhielt der ältere Bruder, Herzog *Ludwig*, unter der Benennung *Oberbayern*. Weil aber dieser Antheil der geringere war, so blieb ihm, was er schon bisher ausschließend verwaltet hatte, die *Pfalz* am *Rhein*, an welche die erste weltliche Kurwürde und in Ermanglung eines römischen Königs das Reichsvikariat geknüpft war, wodurch ihr eine Wichtigkeit zu Theil wurde, welche die nicht sehr bedeutenden und zerrissenen Bestandtheile der Pfalz auf keine Weise hätten verschaffen können.

So theilten die Brüder den Umfang und die Gewalt des Landes. Doch gegen Fremde sollte Bayern ein ungetheiltes Ganze bleiben, jeder von ihnen Herzog von Bayern seyn und die altbojoarischen blau und weiß wechselnden Rauten im Banner, Schild und Siegel führen, daneben aber Ludwig

noch den goldenen Löwen im schwarzen Feld der Rheinpfalz wegen.

Bayern gab das erste Beispiel in Deutschland von einem unter mehrere Besitzer getheilten Landesherzogthume, ein Beispiel, welches bald von allen Seiten nachgeahmt wurde. In früheren Zeiten, wo der Herzog als Stellvertreter des Kaisers in dem seiner Aufsicht anvertrauten Lande betrachtet wurde, ist der Fall nie da gewesen, er widersprach dem Begriffe eines Landesherzogs; selbst noch der Schwabenspiegel, eine Sammlung von gültigen Gesetzen und Verordnungen, der Hauptsache nach unter den Hohenstaufen zusammengetragen, fordert mit fester Bestimmung die Einheit des Herzogs. („Man darf kein Fürstenamt zwei Männern leihen ꝛc."). Jetzt aber, da die Erblichkeit Bayerns selbst von den Kaisern anerkannt und seit Kaiser Friedrich II. Tode Niemand war, der es sich hätte anmaßen dürfen, zu widersprechen, konnte nicht von einer Schwierigkeit die Rede seyn. Für die Rechtmäßigkeit sprachen die Gesetze und das Herkommen: was ich erblich hinterlassen, theilen meine Söhne. Vorsichtsmaßregel war es, daß in der Folge die kaiserliche Bestätigung der Theilung eingeholt wurde. Mancher Schriftsteller setzte einen hohen Werth auf die Ausübung, welche Bayern von seinen Hoheitsrechten durch die erfolgte Theilung machte, aber ohne Grund, denn Bayerns Theilung hatte unvermeidlich Bayerns Schwäche zur Folge.

Unter manchen traurigen Ereignissen für das

Land war doch durch die Klugheit und gute Haushaltung der Regenten, welche es möglich machte, jede günstige Gelegenheit zu benützen, des Herzogthums innere Kraft in unaufhaltbarem Zunehmen. Otto der Große fand sich beim Antritt der Regierung beschränkt durch eine bedeutende Anzahl von Fürsten und Grafen, unter denen manche seiner Macht das Gleichgewicht hielten. Jetzt sind sie alle beseitigt, Meran ist verschwunden, Ortenburg durch Theilungen, Kriege rc. äußerst geschwächt, Vohburg, Bogen in einen unmittelbaren Bestandtheil des Herzogthums umgeschaffen, ein Schicksal, welches viele andere Mindermächtigere mit ihnen theilten. Uebrig sind noch von mittlerer Größe und Macht die damals ansehnliche Landgrafschaft Leuchtenberg, die Grafschaften Hirschberg und Mosburg, die übrigen wurden als Vasallen betrachtet, und begrüßten auch in den Diplomen den Herzog als Dominus. Da fand sich nun seit dem Verfalle der Hohenstaufen kein Staat in Deutschland von so gediegener Kraft wie Bayern. Selbst der mächtige Ottokar in Böhmen mit all seinem Land und allen seinen Leuten war im Grunde schwächer, weil er über Unzufriedene zu befehlen hatte, welchen jeder Stoß von Außen willkommen war, um sich der aufgedrungenen Herrschaft zu entziehen. In Bayern dagegen fesselte der gemeinschaftliche Name „Bayer" den Fürsten an das Land und das Land an den Fürsten, der nie das Dahingeben an einen Fremden fürchten, im Drange der Umstände, was sich immer auf die schönste

Weise bewährt hat, auf die antheilnehmende Unterstützung seines treuen Volkes rechnen durfte. Ein ähnliches Fortschreiten der Einheit würde Bayern zu einer kaum geahnten Größe gehoben haben.

Aber die Brüder theilen, und dahin ist nothwendig alle weitere Entwicklung der reiche Früchte versprechenden Blüthe. Wären sie auch einig gewesen, so hat doch jeder Mensch seine eigenen Ansichten und Grundsätze; die Leitung der Geschäfte geht nicht ferner aus Einem Mittelpunkte, es wirkt nicht ferner die vereinigte Kraft. Aber selten leben Männer, also auch Fürsten, in brüderlicher Eintracht, wenn von Erbschaftstheilung, von Mein und Dein die Rede ist. Jeder von beiden hält sich für beeinträchtigt, man macht Ansprüche, die der Andere nicht gelten läßt, Uneinigkeit erwächst und allmählich persönliche Abneigung, welche auch gleichgültige Handlungen anstößig findet, weil sie aus dem Betriebe des gehaßten Bruders entspringen. Freiwilligen oder erzwungenen Antheil nehmen an der Zwistigkeit der Fürsten die getheilten Untergebenen, alle Aufmerksamkeit ist auf die innern hundertfältig verwickelten Vorfälle gespannt, die Nation handelt feindlich gegen sich selbst; sie verliert, es mag gewinnen die eine oder die andere Partei, in jedem Falle fließt Bayerblut. Wie könnte unter solchen Umständen an Kraftäußerung des Ganzen zu denken seyn? Der fremde Zuschauer hat Freude an der untilgbaren Zerrüttung, er benützt sie zum Nachtheile Bayerns.

Nachtheil brachte daher die Theilung den Herzogen, größern noch dem Lande; nur Eine Menschenklasse gewann und vermehrte noch das Ungemach für das Ganze: die Ministerialen. Hörige Leute waren sie, über deren Gut und Person der Herr nach Belieben verfügte, sie verkaufte, verschenkte, bestrafte, ihre Kinder als sein Eigenthum ansah, welche wider seinen Willen an einen Fremden sich nicht verheirathen durften, oder wenn sie die Erlaubniß erhielten, sehen mußten, daß ihre Abkömmlinge unter die beiden Herren getheilt wurden. Ihr Geschäft war der Hofdienst jeder Art. Die geringeren blieben in ihrer gedrückten Lage und verschwinden allmählich. Viele aber wußten sich durch Rath und That wichtig zu machen bei der Person ihres Gebieters, bekleideten die ansehnlicheren Hofstellen, wurden reich und zum Kriegsdienste angewendet, nicht mehr wie ehemals auf des Herrn Kosten, sondern sie erhielten Kriegslehen, erschienen als schwerbewaffnete Reiter und hoben nun schon, wie der Schwabenspiegel bezeugt, ihren Heerschild über den völlig freien, aber ärmeren Mann, für welchen ein solcher Aufwand eine unmögliche Sache war, so daß endlich bezweifelt wurde, ob dieser Aermere einen eigenen Heerschild habe. Als gedrückter Bebauer seines Feldes erhielt er theils kümmerlich Person und Gut in der ursprünglichen Freiheit, theils suchte er das letztere durch einen verabredeten Zins zu schützen, den er dem Mächtigen reichte. Diese niedrige Klasse des Volkes erhielt ihre

ursprüngliche aus agilolfingischem Zeitalter herstammende Selbstständigkeit.

Die Ministerialen aber hatten ihren Wachsthum den Bisthümern zu danken, welche ihres erhabenen Standes wegen den Kaisern nicht nachstehen wollten und daher, so wie diese, freie Leute in die wichtigsten Ministerialstellen schon in sehr alter Zeit aufnahmen; denn Truchseß, Schenk, Marschalk, Kämmerer mußten völlig freie Leute seyn, welche an hohen Festtagen den Hofdienst bei der Person des Bischofs, fürstlichen Abtes rc. verrichteten, im Grunde aber Kriegsvasallen waren und für ihre Dienste ein ansehnliches Kriegslehen erhielten. Deßwegen und weil man dadurch Einfluß bei Hofe erhielt, drängten sich allmählich Hochadelige zu solchen Ehrenstellen, welche ohne Erniedrigung angenommen werden konnten, weil man Gott und dem Schutzheiligen des Stiftes diente. Als nun die Herzoge und Grafen sich zu Landesherren erhoben hatten, wollten sie nicht geringer scheinen als die Kirche, nicht länger dulden, daß ihr Ministerialis in der öffentlichen Meinung weniger galt, als der Dienstmann des Geistlichen. Sie erhoben daher die schon Vorhandenen zu größerer Ehre und nahmen zu den oben angeführten Hofdiensten ebenfalls nur Milites an, das heißt der Geburt nach freie Männer, welche gegen ein dargereichtes Lehngut ihrer Freiheit entsagten und Dienste, aber nur Kriegsdienste als schwergeharnischte Reiter, leisteten. Bald verschmolzen sich auf diese Weise die Milites und die Ministeria-

les; doch erhielt sich der Unterschied noch ein volles Jahrhundert, daß der Miles ohne Umstand zur ursprünglichen Freiheit zurückkehren konnte, wenn er dem Herrn das erhaltene Lehen aufkündigte, der nicht ursprünglich freie Ministerialis hingegen erst förmlich der Knechtschaft entlediget werden mußte, wenn er als freier Mann gelten sollte, und daß die Kinder einer an den Ministerialen verheiratheten Freien ihre Freiheit verloren, nach altem karolingischem Rechte. Auch standen in den Urkunden die Namen der als Zeugen zugezogenen Ministerialen hinten an, nie vermengt unter den übrigen Zeugen von freier Abkunft.

In diesen Verhältnissen lebten selbst die eigentlichen Ministerialen des Reiches: der Kaiser mußte sie erst loslassen, wenn er sie zu einer höhern Würde befördern wollte. Sie erkannten nur den Kaiser und das Reich als ihren Gebieter, nahmen vorzugsweise den Titel Ministeriales imperii an und galten durchgängig als freie Barone nach Abgang der Hohenstaufen. Während der Regierung dieses Kaiserhauses aber waren sie und ihre Kinder Eigenthum des Regenten.

Dieses Aufblühen einer dienenden Menschenklasse in Bayern würde dem Ganzen wenig geschadet haben, aber anstatt daß sie in früherer Zeit, selbst nicht unter den Hohenstaufen, dem Gebote des Herrn gehorchten, oft von ihrer Bestrafung, wie von ihrer Widersetzlichkeit gesprochen wird, stehen sie nun, mit den Milites im Vereine, herrschend

im Lande. Die erste Ursache ihrer wachsenden Wichtigkeit liegt in den Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat unter der Regierung des Herzogs Otto des Erlauchten. Der vom Papste abgeordnete Albert von Böhmen vermehrte, wo er konnte, ihre Besitzungen, um sich Anhänger zu gewinnen, und die geistlichen Fürsten begünstigten sie auf alle Weise, weil in den Händen derselben ihre ganze weltliche Vertheidigung lag; schon hatte der Herzog gegen Widersetzlichkeit zu kämpfen. Ihre ganze Größe entsprang aber aus der Theilung Bayerns. Die beiden Brüder suchten sich zu verstärken, und da diese geharnischten Reiter bei jeder Fehde die eigentliche Entscheidung gaben, so überbot man sich gegenseitig durch bewilligte Lehen und anderweitige Vortheile. Viele dieser Ministerialen hatten Besitzungen in beiden Theilen des Landes; jeder Fürst sprach sie also als seine Lehensmannen an, und der Angesprochene wandte sich hin, wo er die größten Vortheile fand; häufig kamen die Vasallen unter sich selbst in Streit, und jeder Herzog nahm sich der seinigen an, und mußte es thun, wenn er nicht ihre und der übrigen Anhänglichkeit verlieren wollte. Mehrere kleine Kriege zwischen Ludwig und Heinrich gingen einzig aus dieser Quelle hervor.

Die Ministerialen kannten ihre Unentbehrlichkeit; bald verlangten sie zu den Berathschlagungen der Fürsten gezogen zu werden, und dieß geschah auch, weil sie außerdem ihre Beihilfe versagten. Nun fehlte nur noch, und sie errangen es bald,

daß sie sich als Schiedsrichter in der Sache ihrer Herren aufwarfen und feierlich dafür anerkannt wurden. Sie fällten den Spruch oft unter bischöflicher Mitwirkung; um ihm Haltung zu geben, mußte von beiden Seiten ein Ausschuß der Vasallen aufgestellt werden, welcher Ordnung bringen sollte, sie aber selten brachte, weil ihr Wachsthum nur durch die Uneinigkeit der Fürsten gedeihen konnte. Die Herzoge waren also mehr in ihrer, als sie in der Hand der Herzoge. Kein Wunder also, daß diese mächtigen Männer nun anfingen, den Ehrentitel Nobilis sich zuzueignen, welcher bisher ausschließlich dem Adel, das heißt dem hohen Adel angehörte, und in der Theorie noch länger ihm ausschließend blieb. Von ihrem Lehensherrn erhielten sie ihn nicht, wohl aber häufig von ihren Umgebungen, von Klöstern, deren Wohlthäter sie waren ꝛc. Daher trifft es sich bei gleichzeitigen Schriftstellern, daß der eine von Unternehmungen der Minores Milites und Ministeriales spricht, der Andere hingegen nicht nur mit dem Titel Nobilis freigebig ist, sondern sie sämmtlich Barone nennt, weil in ihrem Vereine einige von wirklichem Adel waren, z. B. die Hals, die Truchendingen, Abensberg ꝛc.

Wieder andere dieser von nun an in der Geschichte so wichtigen Männer lebten in einem doppelten Verhältnisse. Sie waren freigeboren, und völlig frei; nicht einem andern Gebieter untergeordnet war ihr Erbgut (Allode). Adeliche wollte man sie in dem früheren Zeitraume nicht nennen,

weil dieser Titel sich einzig auf den hohen Adel beschränke; aber Jedermann erkannte sie als freie Herren, welche mit ihren Besitzungen und ihrer Person einzig dem Kaiser und dem Reiche zugehörten und auf ihrem Gute die alte Immunität (Steuerfreiheit) ausübten, mit Ausnahme des Blutbannes; denn diesen hatte einzig der von dem Kaiser damit belehnte Herzog oder Graf. Diese Freien fanden es vortheilhaft, sich an einen geistlichen oder weltlichen Herrn dahin zu geben, und gegen erhaltene Lehen Dienstmann (Ministerialis) zu werden. Dienstmann war jeder, welcher von einem Höhern gegen erhaltene Vortheile sich abhängig machte; der Herzog hieß Dienstmann des Kaisers, so lange das Herzogthum als zugetheiltes Amt betrachtet wurde; legte er die Würde nieder, so hörte er auf Dienstmann zu seyn. Eben so der freie Mann, er wurde Dienstmann der Kirche, des Herzogs rc., nur von seines Gleichen durfte er nicht Dienstmann seyn. Ebenso der freie Mann: er wurde Dienstmann der Kirche, des Herzogs; nur von seines Gleichen durfte er nicht Dienstmann seyn, sonst war sein Schild erniedrigt. Als Freigeborner konnte er aus diesen Ministerialverhältnissen treten und unabhängiger Freiherr seyn, wie seine Vorfahren. Er trat nie wieder aus derselben. Als Allodialbesitzer stand er vereinzelnt da, mußte wohl fürchten, in dem Drängen der Zeiten seiner Vorzüge allmählig beraubt zu werden, wie dieß der Fall bei dem gemeinen Freien war; als Ministerialis aber stellte er sich an die Spitze einer wichtigern

Verbindung, gab ihr mehr Kraft und erhielt dagegen wieder durch sie Unterstützung zu immer wachsender Einwirkung auf die allgemeinen Angelegenheiten des Landes. Ihr großes Gewicht, vorzüglich in den Abteien, kennen wir in allen Gegenden Deutschlands, so auch in Bayern, selbst bei adelichen Fürsten. Der Herzog von Meran macht eine Schenkung an das Stift Benediktbeuern mit Einwilligung aller seiner Ministerialen. Daher übertrugen im Mittelalter so viele Familien ihr eigenes Gut, oder einen Theil desselben als Lehen an den Landesherrn.

In dieser doppelten Lage lebten die meisten der noch jetzt blühenden adelichen Familien, die Preysing, Notthaft, Gumppenberg, Leubolfing, Torringer, Frauenberger, Frauenhofer, Weichser, Seyboldsdorfer, Rechberg, Lerchenfeld, Reichersberg und mehrere andere. Sie waren Ministerialen in den hohen vier Hofämtern und dessen ungeachtet freie Barone auf ihren Allodialgütern. Elisabeth, die Gemahlin des Grafen Heinrich von Ortenburg, unterschreibt sich als „geborne von Törring". Also öffentlich anerkannte Verheirathung mit dem hohen Adel. — „Erasm von Preysing zu Kopfsburg, des Herzogs Heinrich Kammermeister, übergibt an Urban dem Stainbert das halbe Gut zu Obererlach als rittermäßiges Lehen und läßt sich versprechen, daß er und seine Erben ihm und seinen Erben Treu und Gewähr seyen, und darum thun, als sich zu ritterlichen Lehen gebührt". Nur ein wirklich Adelicher konnte an einen anderen freien Mann ein Ritterlehen hingeben. Daher finden

wir auch Milites der Familie Preysing, die sich in Diplomen unterschreiben durften.

An diesen Vorzügen hatten geringeren Antheil die übrigen nicht freigebornen Ministerialen, welche sich erst in der Folge neben den hervorragendern Familien zu heben wußten. Sie waren gebunden mit Weib und Kind; hatten sie keine Kinder, so fiel das Erbe an den Herrn zurück, der es ihnen gelehnt hatte, Knechte nannte er sie deswegen, in späterer Zeit Edelknechte, endlich verschwand die herabwürdigende Benennung völlig, sie treten hervor als Adeliche im heutigen Sinne des Wortes. Doch verlor sich das Andenken an die früheren Verhältnisse nicht; erst im sechzehnten Jahrhundert errangen sie das Vorrecht, ihre Kinder nach Belieben verheirathen zu dürfen, und der Freiherr, obgleich ebenfalls Kriegsvasall, widersprach, wenn sie mit ihm auf völlig gleiche Vorrechte wollten Anspruch machen und seine Kinder dutzten, welches unter den Freien Sitte war.

Aus dem bisher Angeführten erklärt sich die Aufschrift der Urkunden, welche die Herzoge an alle ihre Vasallen richteten: „An unsern Grafen, Freyen, Dienstmann, Ritter und Knecht.“ Die Grafen und Freien gehörten hieher, weil sie außer ihrem Allode oder Reichslehen zugleich Lehen von dem Herzog hatten; die übrigen waren Dienstleute im strengeren Sinne des Wortes. Knechte sind die niedrigeren, aber doch mit Kriegslehen versehenen schwergeharnischten Reiter; die Ritter sind Männer, welche

wegen hoher Verdienste von dem Regenten ausgezeichnet wurden. Ihr Rang und Titel war ein persönlicher, nicht auf die Erben übergehender Vorzug. Im früheren Zeitalter ernannten die Kaiser nach Belieben einen freien Mann zum Ritter, mochte er zur Klasse der Vasallen oder der Bürger gehören; jetzt war es schon Regel geworden, daß er aus der Klasse der zum schwergerüsteten Kriegsdienste berechtigten Vasallen genommen wurde. Jeder aus ihrer Mitte konnte es werden, aber nur wenige wurden es.

Kein Einwohner zahlte an den Staat etwas, oder wenn man lieber will, es bezahlte jeder. Die Herzoge nicht, seitdem sie Landesherren geworden waren, sie erhielten ihren Hofstaat, ihre Musikanten, das Verwaltungs-Personal, die Pferde ꝛc. von der Mauth und den Zöllen, von den eingegangenen Strafgeldern ꝛc. ꝛc. und dann vorzüglich von den ihnen als Eigenthum zugehörigen Bauern. Der Kriegsvasall bezahlte keine Auflage, aber er bezahlte mit seinem Leibe; gerüstet auf eigene Kosten mußte er erscheinen beim Aufgebote; er war der stehende Soldat des Landes; zu diesem Endzwecke hatte er seinen Lohn an Besoldungsstatt erhalten. Das Verhältniß war also ein sehr billiges. Aber er wuchs durch seinen Einfluß auf den Landesfürsten, kam nur auf kurze, bestimmte Zeit, ließ sich in der Folge für die geleisteten Dienste bezahlen, am Ende erschien er gar nicht weiter beim Heere. Und doch verlangte er noch ferner in ganz Deutschland von jeder direk-

ten Auflage befreit zu seyn. Bloß genießen wollte er, nichts leisten auf seiner Seite für den Staat.

Auch der Bauer bezahlte nichts an den Staat, er war kein Mitglied desselben. Dem Gutsherrn gehörte er an, entweder als Leibeigener oder als höriger Mann, oder als Zinsmann auf eigenem Gute und doch hörig wegen des zugesagten Schutzes. An den Gutsherrn zahlten sie sämmtlich von dem Ertrage des Feldes, auch durch jährliche Steuer an baarem Gelde; mit dem Staate standen sie in keinem Verhältnisse, außer in dem seltenen Fall, daß ein allgemeines Aufgebot zur Landwehr rief. Daher erhielt ihr Stand keinen Zutritt bei dem später erwachsenden Bündnisse der freien Stände, die Landschaft genannt; nur in den Gebirgsländern konnten sie ihn erhalten, wo noch viele freie Bauern vorhanden waren, wie in der Schweiz, in Tyrol.

Alle diese Einwohner des Landes bezahlten also nichts an den Fürsten; doch forderten Ehre und Pflicht bei ganz unerwarteten Vorfällen die allgemeine Anstrengung aller, auch der geistlichen Stände. Ein solcher Fall war eingetreten bei der Gefangennehmung des Herzogs Ludwig I. in der Pfalz. Loskaufen mußte er sich mit schwerem Gelde, und kein Fürst hatte Geld zum Loskaufen. Wollte das Land daher seinen Fürsten wieder in seiner Mitte haben, so mußten alle Stände ihren reichlichen Beitrag zur Befreiung liefern. — Da nun aber die innern Streitigkeiten unter den Mitgliedern der herzoglichen Familie größern Aufwand erforderten, als der Kammer-

beutel oder auch Verpfändungen des Kammergutes ꝛc. zu liefern vermögend waren, so sahen sie sich gezwungen, um eine Beisteuer bei dem gefreieten Stande einzukommen; nicht daß dieser selbst bezahlen, sondern daß er eine Auflage auf seine Grundfelder zugeben möchte. Unter manchem Widerstande wurde der Beitrag gewährt. Die geistlichen und weltlichen Gutsbesitzer setzten Widerstand entgegen, weil sie fürchteten, der Beitrag an den Fürsten mindere ihre Gutseinkünfte, der Bauer möchte verarmen und nicht ferner die bisherigen Auflagen entrichten können. Am Ende wurde denn nun doch der Beitrag für den einzelnen vorübergehenden Fall bewilligt. Seine eigenen Grundfelder hätte der Herzog zwar besteuern können, aber dieß wäre nicht hinreichend gewesen zu dem vorhandenen Bedürfnisse, und es wäre denn doch ungerecht gewesen, wenn ein Theil der Bauern die ganz ungewöhnliche Auflage hätte bezahlen müssen, alle übrigen dagegen nicht.

Anfangs wählte man als das leichteste Auskunftsmittel die Kloh- (Klauen) oder Viehsteuer; da lag sogleich offenbar am Tag, wie viel ein Bauer zu zahlen hatte, und die schwierige Untersuchung der übrigen Vermögensumstände wurde vermieden. Einsammler der Beisteuer war natürlich der Gutsbesitzer, er lieferte sie an auserwählte Männer seines Standes ab, so kam am Ende die geforderte Summe heraus. Hier liegt schon der Keim zur innern Verbindung der einzelnen Stände, aus welchen in der Folge die Landschaft in allgemeiner Vereinigung

erwuchs. Die Herzoge unterwarfen natürlich auch ihre eigenen Bauern der allgemeinen durch die Stände gemachten Sammlung, um die Uebersicht der für das Ganze eingegangenen Summen zu erleichtern. Selten wurden anfangs diese Klohsteuern bewilligt, aber die Bedürfnisse dazu mehrten sich, und sie verwandelten sich endlich in eine Geldauflage.

In ganz anderen Verhältnissen lebten die von nun an aufkeimenden Städte des Herzogthums. Der Landesfürst hatte das Beispiel der Reichsstädte vor Augen, in welchen sich Handel und Wandel, allgemeine Regsamkeit und Wohlhabenheit vereinigten. Solche Städte wollte auch er haben, obgleich im verminderten Maßstabe. München war schon vorhanden als Handelsplatz, doch ohne weitere Freiheiten und Einrichtungen; diese erhielt zuerst die neue Residenz Landshut. Bewilligung und Aufmunterung zur Ansiedlung fand jeder dazu passende Mann; schnell sammelte sich bei dem schützenden Fürsten mancher freie Mann, welcher Sicherheit gegen den Andrang der Mächtigern suchte, vorzüglich die Handwerksleute und Künstler aller Art. Zerstreut hatten sie bisher gelebt auf den Gütern des Herzogs, so wie der übrigen Gutsbesitzer, meistentheils als hörige Leute, daher gedrückt und in einiger Gefahr wegen der unaufhörlichen Fehden, wo keine Kunst auf dem offenen Lande gedeihen konnte. Nun treten sie in Verein in der neuen Stadt und sind dadurch völlig freie Leute; denn persönlich frei sind sie schon bisher gewesen, hörig

bloß wegen des an den Gutsbesitzer für den Schutz ihres Gewerbes zu leistenden Dienstes; diese Art von Hörigkeit hörte auf, so wie sie dem Schutze entsagten und einen Platz zu finden wußten, wo keine weitere Hörigkeit gefordert wurde.

Die Freistätte bot ihnen der Herzog dar, bürgerliche Einrichtung bewilligte er, selbstgewählte Rathsherrn aus ihrer Mitte durften sie aufstellen mit dem Bürgermeister oder Richter an ihrer Spitze, in ihren Händen lag die innere Verwaltung der Stadt, selbst die Justizpflege größtentheils; ein mäßiger Bezirk rings um die Stadt wurde ihnen als Burgfrieden zugetheilt. Auch Leibeigene drängten sich in den Verein, aber selten, weil der Eigenthümer das Recht hatte, die Auslieferung seines Eigenthums zu fordern und den Zufluchtsort des Entlaufenen bald aufspürte; erst wenn der Leibeigene Jahr und Tag seine Pflichten als Bürger erfüllt hatte, war er vor der Auslieferung gesichert. Der Bürger hingegen konnte sich Leibeigene zur Bearbeitung seines befreiten Bürgergutes, so wie für sein Hauswesen erwerben; ihrer sind aber nur wenige gewesen, der Bürger war selbst regsam in seinem Geschäfte. Der Herzog behielt sich bloß die höchste Aufsicht vor, in das Innere der Verwaltung griff er nicht ein; noch mehr: um den Beweis zu liefern, daß er die Bürger als völlig freie Leute betrachte, enthielt ihr Privilegium die Zusage, daß sie ihre Kinder nach Belieben verheirathen, und daß sie Hab und Gut durch ein Testament vermachen

durften, an wen sie wollten. Unbedeutend scheint für unsere Zeiten diese Bewilligung zu seyn, nicht so im Mittelalter; die Edelknechte durften sich dieses Vorzuges nicht rühmen.

Gleich bei der ersten Anlage durch Herzog Ludwig I. erhielt die Stadt Landshut diese Vorzüge, denn Herzog Heinrich bekennt in seinem derselben ertheilten Privilegium, daß er bloß die von seinem Vater und Großvater gegebenen Freiheiten bestätige. Dieses erste Beispiel verzweigte sich bald in allen Theilen des Landes. München, erst nach der Theilung Bayerns mehr beachtet als Hauptsitz des Oberlandes, erhielt seine noch weiter ausgedehnten Vorrechte durch Ludwig den Strengen und besonders durch die Söhne desselben, Rudolph und Ludwig, welche sich um die Wette beeiferten, ihre Residenz mit Freiheiten auszustatten. Bald erhielten sie auch Ingolstadt und Amberg und in dem Niederlande Straubing, Burghausen ꝛc. Das Beispiel griff um sich: über alle Städte, über alle Märkte verbreiteten sich endlich ähnliche Einrichtungen, zum großen Vortheile für den Landsherrn und für das ganze Land.

Privilegien konnten die Fürsten geben zur gesicherten Regsamkeit in den neu erwachsenden Märkten und Städten; sie gaben sie auch häufig genug, und Jedermann, der sich durch ein bürgerliches Gewerbe leichter zu nähren glaubte, drängte sich in die begünstigten Orte. Dieß wurde so häufig der Fall bei den Angehörigen der Klöster, daß diese die Re-

genten bitten mußten, das Auswandern ihrer hörigen Leute zu verbieten, unter Androhung, daß ihnen Hab und Gut sollte eingezogen werden. So erhielt das Kloster Fürstenfeld von Kaiser Ludwig IV. das Recht: „daß weder Stet noch Mergt dhainen iren aigen Man nicht im sullen nemen ze Burgern, weder mit Leib noch mit Gut, wider des Abtts Willen und Gunst rc.“ Aehnliche Verbote wurden nicht immer strenge gehalten: die Landesfürsten begünstigten ihre neuangelegten Städte und Märkte, und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß in dieser Periode eine bedeutende Zahl von Märkten und Städten hervortritt.

Auffallend mag es scheinen, woher die letzteren so schnell ihre Stadtmauern erhielten. Der Kammerbeutel des Regenten reichte nicht hin, um die Erbauung zu bezahlen, und eben so wenig reichte die Kraft der Einwanderer zur Ausführung des kostspieligen Werkes, wenn wir gleich annehmen dürfen, daß sie mit Freudigkeit die neuen Anlagen unterstützten. Diese Schwierigkeit hatte in früheren Zeiten die Entstehung mehrerer Städte gehindert, ob man gleich das Wohlthätige derselben besonders in Kriegszeiten deutlich fühlte; nur die Sitze der Bischöfe und der meisten Grafen hatten Mauern erhalten. Doch wir geben den nöthigen Aufschluß über das plötzliche Entstehen der Stadtmauern: Die Klöster des Landes wurden, wie in so vielen, und zwar nicht allein geistlichen, sondern auch weltlichen Dingen, auch hier Bayerns Wohlthäter: denn sie lei-

steten hilfreiche Hand bei der Erbauung dieser Mauern. Die Thatsache zeigt sich bei der Stadt Vilshofen. Drei Klöster, Aldersbach, St. Niklas und Niederaltaich, hatten die Verbindlichkeit übernommen, die Mauern aufzuführen, und hatten sie aufgeführt nicht von Holz, sondern von Stein, so daß die Herzoge von Niederbayern ihnen danken und sie für die Zukunft von aller Theilnahme ledig sprechen *). Hieraus dürfen wir mit hinlänglicher Zuversicht schließen, daß die Beihilfe der Klöster auch bei den übrigen Städten ist in Anwendung gebracht worden.

Der Landmann fand nun Orte, wo er seine Bedürfnisse für Wagen und Rad, für Kleidungsstücke ꝛc. in Vereinigung erblickte, da er sie bisher einzeln und mühsam von vielen Seiten hatte zusammensuchen müssen; er fand zugleich einen Platz, wo er seinen Ueberfluß an Produkten in baares Geld umzusetzen Gewißheit hatte; allgemeines Leben und Weben erhielt erst nun seinen Anfang; er fand noch überdieß im Falle der Noth einen Zufluchtsort zur Zeit der auf dem offenen Lande wüthenden Fehde. Auch der geharnischte Kriegsmann benützte diese dargebotenen Vortheile, und wandelte ihn die Lust an, den Bürger zu beschädigen, so mußte er bald die Ueberlegenheit der im Vereine wirkenden Stadt

---

*) Wan der ersam Abt von Aldersbach — uns die Stadt zu Vilshoven mit Mauern und Pawe wol gevestend hat, also dasz er das Tail, dasz im doran von Gewohnheit zugehört mit Holzwerch zu pawen, uns gemaurt hat. Mon. Boica.

fühlen. Die Herzoge schätzten die aus ihrem Betriebe hervorgegangenen Früchte; größere Sicherheit fanden auch sie in der Mitte der bald zahlreich anwachsenden Bürgerschaft gegen den unvermutheten Angriff irgend eines kühnen Vasallen, denn bewehrt und geübt wurden die Bürger und regelmäßige Wachen stellten sie auf zur sichern Vereitlung jedes Anfalles. Unter des Herzogs Fahne zogen sie aus zur Unterdrückung eines plötzlich entstandenen Tumultes, und verschafften seinen Vorschriften größere Kraft. Zum ersten Mal erblickte man den Kern eines regelmäßig eingerichteten und geübten Fußvolkes, welches erst in späteren Zeiten größere Wirksamkeit erhielt. Und alles dieses kostete den Landesfürsten keinen Heller; im Gegentheile erwuchs von nun an für ihn eine neue ergiebige Quelle der Einkünfte; denn alle Bürger sammt und sonders zahlten eine jährliche bestimmte Steuer in runder Summe, deren Betrag der städtische Magistrat von den Bürgern einzeln erhob. Der Betrag erhöhete sich bisweilen bei dringenden Umständen sehr bedeutend. Wir sehen dieß aus dem Nachlaß, welchen Kaiser Ludwig der Stadt Landshut ertheilte und worin es heißt: „Wir haben auch erchant, daß die Bürger ze Landshut schwörlich gedient habent mit ihrer gewöndlichen Steuer an den fünfhundert Pfunden, die sy der Herrschaft alle Jar geben habent, und nemmen In ab von derselben Steuer zweihundert Pfund Pfenning, durch beßundern Lieb und Treu, die wir zu In haben 2c. 2c." — Alles Bis-

herige galt bloß für den bestimmten jährlichen Beitrag. Traf nun aber der Fall, daß der Landesfürst um eine Klohsteuer rc. einkam, so bezahlten die Städte außer der gewöhnlichen Auflage noch besonders aus freiem guten Willen. Die Städte wurden also das Herz des Landes, welches im ewigen Kreislaufe alles Blut aufnahm und wieder von sich schickte; zur wichtigen Handelsstadt ist aber nur das einzige München erwachsen.

Aus der vorstehenden Darstellung von der innern Lage der Volksmasse entwickeln sich von selbst die einzelnen Veränderungen, welche in dem Fortgange der Zeiten hervortraten.

Viertes Kapitel.

Der Bund der Städte.

Um Ostern des Jahres 1255 zogen die Söhne Otto des Erlauchten von einander, Ludwig verfügte sich nach München, wo er sich einen neuen Fürstensitz, den alten Hof, erbaute.

München war damals eben im Aufblühen begriffen; mit der herzoglichen Hofhaltung kehrte noch regeres Leben in die Stadt ein, und die Zahl der Einwohner nahm schnell zu. Die dem heiligen Petrus geweihte Kirche ward bald zu klein, und von Freising mußte Bischof Konrad kommen und eine der heiligen Mutter Gottes geweihte Kapelle

zur neuen Pfarrkirche umwandeln. Die große Salzstraße von Reichenhall, die Geleitsstraße von Augsburg, der italienische Handelsweg über Insbruck und Rosenheim führten fortwährend viele Kaufleute an die Isarbrücke. Aus diesem Grunde ward unfern der Stadt auf dem Gasteig das Sondersiechenhaus gebaut, um böse Krankheiten von der Stadt ferne zu halten. Ein Spital für ärmere Bewohner der Stadt bestand schon durch die bereits erwähnte Stiftung des Herzogs Otto, des Erlauchten.

In dieser Zeit, wo die herzoglichen Brüder die Theilung Bayerns vornahmen, stellte das deutsche Reich, aufgelöst unter den Schwächen des Kaiserthums, das Schauspiel eines ungeheuern Leichnams dar, dessen Verwesung neues Leben gebar und gestaltete. Unumschränkt schalteten die Fürsten in ihren Ländern, unumschränkt die Grafen und Baronen am Rhein, wie in Franken und Schwaben, wo kein Mächtigerer sie verschlang. Jeder derselben hielt streitbares Volk, zog aus zur Fehde und zur Einbringung von Beute, legte Mauthen und Zölle an und schaffte sich selbst Recht nach Willkür und Maßgabe seiner Kräfte. Kein Strom, keine Straße war vor räuberischen Rittern sicher, die aus ihren Bergschlössern dem Wandersmann auflauerten.

In diesem Kriege Aller mit Allen stand eine bisher unbekannte Macht auf in den unabhängigen Städten des Reiches. Die deutschen Städte, deren Ursprung in verschiedene Zeiten fällt, deren raschere Entwicklung aber mit der Regierung Kaiser Fried-

rich's I. beginnt, hatten öfter Schutz als Widerstand gefunden, denn beide bedurften einander oft gegen die Macht der Fürsten und Prälaten. Als nun aber nach dem Tode Friedrich's II. das Ansehen der Könige ganz dahinschwand, standen die einzelnen deutschen Städte nicht bloß den Herzogen und Fürsten und allen andern geistlichen und weltlichen Großen gegenüber fast ohnmächtig und hilflos da, sondern selbst einzelne Adeliche und Raubritter, wie schon früher erwähnt worden ist, durften den handeltreibenden Bürgern von ihren festen Schlössern aus das ärgste Uebel zufügen, ohne daß Mittel und Wege vorhanden waren, sich an ihnen zu rächen oder sie zu bestrafen. Was früher im Einzelnen und im erträglicheren Maße geschah, das trieben die Verwirrungen, welche unter König Wilhelm's Regierung so sehr um sich gegriffen, aufs Höchste. Mainz, Worms und Oppenheim gedachten, wohl nicht ohne Erinnerung an den Vorgang der lombardischen Städte, zuerst an einen größeren Städtebund, und der Gedanke fand bei seiner Natürlichkeit und Nützlichkeit den allgemeinsten Beifall. Köln, Speier, Basel, Freiburg, Breisach, Hagenau, Weißenburg, Wetzlar, Marburg, Aschaffenburg, Bingen, Bacharach, Boppard, Andernach, Münster, Regensburg, über sechzig, meistens rheinische Städte, traten in den Bund, bei dessen Errichtung Walpode, der kluge Bürgermeister von Mainz, sich besonders thätig zeigte. Sie beschwuren im Sommer 1253 und im Herbste 1254 folgende Gesetze ihres Vereins:

„Es soll Friede seyn auf zehn Jahre für Hohe und Niedere, Geistliche und Laien, die Juden nicht ausgenommen. Alle durch Reichsgesetze unbestätigte Zölle sind rechtswidrig und hören auf. Raubschlösser werden durch gemeinsame Anstrengungen unter erwählten Anführern zerstört. Gegen Feinde und Friedensbrecher leisten sich alle Beistand. Ohne gemeinsamen Beschluß soll indeß kein Krieg erhoben, viel weniger einem erklärten Feinde heimliche Hilfe von Bundesgliedern geleistet werden. Der Bund wird die Bauern und armen Landleute schützen, wenn sie den Frieden halten, bekriegen, wenn sie an Fehden und Unbilden Theil nehmen. Rechtsfragen und Streitigkeiten unter Bundesgliedern entscheiden vier erwählte Geschworene, und in gewissen wichtigen Fällen der ganze Bund. Worms ist Haupt und Mittelpunkt für die obern, Mainz für die untern Städte; jährlich werden vier allgemeine Versammlungen in Köln, Mainz, Worms und Straßburg gehalten. Die obern Städte von Basel bis zur Mosel stellen hundert, die untern Städte fünfhundert Kriegsschiffe und eine verhältnißmäßige Anzahl Matrosen und Landsoldaten. Gewisse Geldbeiträge werden von den Geschwornen nach dem Vermögen berechnet und erhoben. Jedes Bundesglied kann von seinen Nachbarn eine Erklärung verlangen, ob sie dem Frieden beitreten wollen; wenn nicht, so werden sie als fremd betrachtet und haben keinen Theil an den Vortheilen desselben. Der Bund verpflichtet sich, das Reichsgut auf alle Weise zu erhalten und

zu vertheidigen. Demjenigen, welchen die Fürsten einstimmig zum Könige wählen, wird der Bund sogleich gehorchen; wählen sie dagegen zwiespaltig mehrere, so wird er keinem beistehen, noch in eine Stadt aufnehmen, noch Geld leihen, noch irgend einen Dienst thun, und zwar bei Strafe des Meineides, Friedensbruchs und der gänzlichen Zerstörung."

Als diese Beschlüsse bekannt wurden, mißfielen sie manchem Fürsten und erregten insbesondere den größten Zorn der Raubritter. „Sollen," so sprachen diese, „Bürger, Kaufleute und Kramer uns Gesetze vorschreiben und unsere Herren werden?" Hingegen fühlten die Besonneren und besser Gesinnten, daß die Umstände solchen Bund erforderten, daß er auf richtigen Grundsätzen beruhe, und es gerathener sey, sich an ihn anzuschließen, als ihm zu widerstreben. Aus diesen und andern Gründen traten allmählich mehrere geistliche und weltliche Fürsten bei. Einzelne minder mächtige Edle wurden auch wohl gezwungen, am Bunde Theil zu nehmen. Hiedurch dehnte sich die Grundlage desselben einerseits allerdings auf eine erfreuliche Weise aus; andererseits aber minderte sich der innere Zusammenhang und die Gleichheit der Bestrebungen und Zwecke. Es mußte entweder von hier aus zu einer allgemeinen, erneuten Reichsverfassung kommen oder die Gefahr einer baldigen Auflösung des Bundes eintreten.

Auch Herzog Ludwig von Bayern, Pfalzgraf des heiligen römischen Reiches, ward diesem Bunde zugethan. Da stellte dieser die Bitte an

den Herzog, daß er zur Wahrung des Landfriedens widerspänstige Raubritter bezähme, rechtlose Zölle, ohne des Reiches Gutheißung erhoben, aufhebe und die Raubburgen zerstöre.

Herzog Ludwig, welcher, wie wir wissen, schon zu Lebzeiten seines Vaters einen erfolgreichen Krieg gegen die rheinischen Raubritter geführt hatte, sagte den Städten seinen Beistand zu und traf seine Vorbereitungen, sich selbst mit einer Schaar Bayern in seine rheinische Residenz Heidelberg zu begeben, obwohl er sich erst kurz vorher mit der jungen und schönen Maria, Tochter Heinrichs des Großmüthigen, Herzogs von Brabant, und von mütterlicher Seite Enkelin König Philipps von Schwaben, vermählt hatte.

Heinrich von Hohenfels befand sich seit einiger Zeit in der Burg Falkenstein bei seinen Eltern oder vielmehr bei seiner Mutter, denn wenn er auch jene körperliche Tapferkeit, wie sie sein Vater von einem Ritter verlangte, als Begleiter seines Herzogs in dessen Zuge gegen die Raubritter vollkommen bewiesen hatte, so war doch in allem Uebrigen die Gemüths- und Denkungsart des Vaters eine so verschiedene von der des Sohnes, daß dieser, unbeschadet der Ehrfurcht, die er dem Urheber seiner Tage schuldig zu seyn glaubte, sich mehr in der Nähe seiner Mutter hielt, die wilden Zechgelage fliehend, die während der Anwesenheit Ritter Konrad's von Hohenfels im Schlosse mit Gleichgesinnten gehalten wurden.

Jetzt erhielt Heinrich die Botschaft des Herzogs, sich in Schwäbischwört (Donauwörth) mit seinem Feldhauptmann Heinrich von Hirschau zu vereinigen, und sich mit diesem in die Rheinpfalz zu begeben. Er nahm Abschied von seiner Mutter und folgte dem Rufe seines Gebieters.

Fünftes Kapitel.

Der Herzogin Maria unglückliches Ende.

Als Herzog Ludwig München verließ, um in den Krieg gegen die rheinischen Raubritter zu ziehen, gab er dem Wild- und Rauhgrafen Heinrich von Hirschau, seinem Feldhauptmann, den Auftrag, Maria von Brabant, seine Gemahlin, mit welcher er noch nicht lange vermählt war, in das bei der Stadt Schwäbischwörth (Donauwörth) gelegene Schloß Mangoldstein zu geleiten. In der Herzogin Gesellschaft befanden sich Elisabeth, Wittwe König Konrad's des Vierten und Schwester Herzog Ludwigs, und außer der Obersthofmeisterin und der zu ihrem Hofstaate gehörigen Frauen auch Helika von Brennberg, eine Tochter Erhard's von Brennberg, eines Bruders von Heinrich's Mutter, welche sich der besondern Zuneigung der Herzogin erfreute.

Dem Grafen von Hirschau glichen an Tapferkeit, Leibeskraft und geselliger Anmuth wenige

Männer, und er stand deßwegen nicht allein bei dem Herzoge, sondern auch bei dessen Gemahlin Maria in hoher Gunst, so daß diese öfter mit ihm Schach zu spielen und sich überhaupt gerne mit ihm zu unterhalten pflegte. Eines Tages soll der Graf, als er der Herzogin am Schachtische gegenüber saß und während des vertraulichen Gespräches, das sich entsponnen hatte, die Schachfiguren ruhten, seine Gebieterin gebeten haben, ihn, wie sie es aus besonderem Vertrauen gegen mehrere andere hochstehende Männer am Hofe thue, zu duzen und ihm zu gestatten, daß er ihre Farbe trage.

Die edle Herzogin antwortete ihm, sie mißkenne die reine Absicht seiner Bitte ebensowenig wie seinen Werth, der ihn hoch über viele Andere stelle, doch gezieme ihr, ohne die Erlaubniß ihres Gemahles, die Bewilligung seiner Bitte nicht; er kenne des Herzogs mißtrauische Sinnesart und möge daher ihrem Frieden zu Liebe von diesem Verlangen abstehen.

Der Kanzler des Herzogs — man kennt seinen Namen nicht — ein Mann von boshaftem und ränkesüchtigem Gemüthe, der jedoch in den Staatsgeschäften so erfahren war, daß ihn sein Herr nicht entbehren mochte, hatte es in seinem Interesse gefunden, die zwischen den beiden herzoglichen Brüdern wegen der Regierung des Landes ausgebrochenen Zwistigkeiten zu nähren und zu einer immer größeren Flamme anzufachen, während Graf Hirschau edelmüthig bemüht war, zwischen beiden Herrschern den

auch für Bayern so ersprießlichen Frieden herzustellen, was ihm auch in vielen Fällen vollkommen gelang. Dieses Durchkreuzen seiner gewinnsüchtigen Pläne erbitterte den Kanzler so sehr gegen den Grafen, daß er auf Rache sann und emsig nach einer Gelegenheit spähte, ihn dem Herzoge verdächtig zu machen. Der Graf besaß aber die Gunst seines Gebieters in zu hohem Grade, und war selbst ein Mann von zu erhabenen Eigenschaften in Gesinnung und That, als daß eine gewöhnliche Verläumdung hingereicht hätte, den gewünschten Zweck zu erreichen: hier mußte ein anderer Weg eingeschlagen und der Herzog in seinem tiefsten Innern berührt werden, damit er den Grafen von Hirschau als seinen Feind betrachte.

Der hinterlistige Hofmann hatte diese Gelegenheit in dem vertraulichen Verhältnisse der Herzogin Maria zu dem Feldhauptmanne ihres Gemahles, welches übrigens durchaus innerhalb der Schranken der strengsten Ehrenhaftigkeit blieb, zu finden geglaubt und durch wie unabsichtlich seinen Gesprächen mit dem Herzoge beigemischte Bemerkungen den Samen des Argwohnes in dessen ohnehin leicht zum Mißtrauen geneigtes Herz zu streuen gesucht. Wenn Herzog Ludwig auch nicht näher auf die Andeutungen, die ihm sein Kanzler in dieser Beziehung machte, einzugehen schien und nicht weiter forschte, so zeigte diesem doch die düstere Miene und das wild rollende Auge, mit denen er sie anhörte, daß der Pfeil getroffen habe, und er wußte weislich dafür zu sorgen,

daß die Wunde nicht heilte, sondern immer tiefer wurde.

Als zwischen der Herzogin und dem Grafen von Hirschau jene Scene vorfiel, die wir oben erzählt haben, trat der Kanzler eben im Auftrage seines Gebieters in das Zimmer, wo sie stattfand, und hörte einige abgerissene Worte des Gespräches. Mochte er ihren Sinn nun falsch aufgefaßt haben oder nicht, sie paßten nun einmal in seinen Plan, den Grafen zu verderben, und mit boshafter Freude beschloß er, sie zu benützen. Die Gelegenheit dazu fand sich bald, und als der Herzog ihm seinen Entschluß verkündete, an den Rhein zu ziehen und seine Gemahlin während seiner Abwesenheit die Burg Mangoldstein bewohnen zu lassen, da äußerte der Kanzler mit erheuchelter Theilnahme, daß er in dem Zuge gegen die Raubritter am Rheine eine gnädige Fügung der Vorsehung erblicke, welche wolle, daß auf diese Weise ein vertrauliches Verhältniß zwischen der edlen Herzogin und dem Grafen von Hirschau sein Ende finde, das unrecht zu finden er sich zwar durchaus nicht erlaube, welches aber zum Nachtheile der Ehre seines gnädigsten Herrn und Gebieters, wie sich der hinterlistige Verläumder ausdrückte, gedeutet werden könnte.

Dem Herzoge schwoll die Zornesader auf der Stirne, als er den Kanzler so sprechen hörte, und obwohl er wußte, daß dieser dem Grafen Hirschau feindlich gesinnt sey, so hatte sich gleichwohl das Mißtrauen, dessen Stachel jener ihm so geschickt ins

Herz zu drücken gewußt, nun einmal seiner argwöhnischen Seele bemächtigt; doch überwand sein edler Sinn die Aufregung, die in eine Gewaltthat auszubrechen drohte, und er gebot dem Friedensstörer, sich zu entfernen. Hohnlächelnd verließ dieser das herzogliche Gemach, wußte er doch, daß die Giftpflanze, deren Samen er in des Herzogs Gemüth gestreut, üppig wuchern und einst, gleichviel ob früh oder spät, bittere Früchte tragen werde.

Die Stunde der Trennung war erschienen. Im tiefsten Schmerze nahm die Herzogin Abschied von ihrem Gemahle; ein unbestimmtes Vorgefühl, äußerte sie, sage ihr, daß ihres Lebens Tage nicht mehr gar viele seyn würden. Der Herzog verließ nun München und eilte über Schwäbischwörth voraus, wohin ihm einige Tage später Maria unter dem Geleite des Grafen von Hirschau folgen sollte.

Als die Herzogin in dem Schlosse Mangoldstein eingetroffen war, erkundigte sie sich sogleich, wie lange ihr Gemahl da verweilt und ob er sich wohl befunden habe. Die Antwort, die ihr der Burgvogt gab, lautete nicht günstig: Den Herzog hatte der schnelle Ritt angegriffen, und in Fieberschauern kam er nach Schwäbischwörth. Doch gönnte er sich nur einen Tag Ruhe und setzte, obgleich noch nicht genesen, seine Reise fort.

Bestürzt über diese Nachrichten, beschloß die Herzogin, ihrem Gemahle sogleich zu schreiben und ihn zu bitten, zu ihr zurückzukehren, bis er, gepflegt

von ihr, seine Gesundheit wieder erlangt habe. Zugleich schrieb sie dem Grafen von Hirschau, ihren Gemahl zu bewegen, den Rest des Winters zur Pflege seiner Gesundheit auf der Burg Mangoldstein zuzubringen, dann wolle sie ihm zum Lohne gewähren, um was er sie einst beim Schachspiel dringend, aber vergeblich gebeten habe.

Da der Mann, welchen sie mit den beiden Briefen abschickte, des Lesens nicht kundig war, so unterschied sie beide Briefe sorgfältig, indem sie jenen, der an ihren Gemahl abgegeben werden sollte, mit rothem Wachse, jenen an den Grafen von Hirschau aber mit schwarzem siegelte. Dennoch verwechselte der Bote die Briefe und der mit schwarzem Wachse gesiegelte gerieth in die Hände des Herzogs. Obwohl dieser, der die Handschrift seiner Gemahlin erkannt und selbst keinen Brief von ihr erhalten hatte, aus der Ueberschrift sah, daß der Brief nicht an ihn gerichtet war, so wollte er doch wissen, was Maria an seinen Feldhauptmann zu schreiben habe. Er öffnete ihn, und als er die Worte las: „dann gewähre ich Euch zum Lohne, um was Ihr mich beim Schachspiel dringend, aber vergeblich gebeten habt," da gedachte er der Worte des Kanzlers, die Frucht des Giftsamens, den dieser ihm ins Herz gestreut, schoß schnell zur Reife auf: er zog das Schwert und stieß den Boten, der ihm den Brief gebracht, eigenhändig nieder.

Heinrich von Hohenfels, der sich beim Herzoge befand, als der Bote den verhängnißvollen

Brief überbrachte, konnte sich diesen Auftritt nicht erklären; in einem solchen Zustande hatte er seinen Gebieter niemals gesehen. Doch gönnte dieser ihm nicht Zeit, zur Besinnung zu kommen, sondern rief ihm wuthentbrannt zu: „Laß satteln, Heinrich, laß satteln; schnell auf nach Mangoldstein!“ Heinrich unterstand sich nicht, nach der Ursache des Zornes des Herzogs und der schnellen Abreise zu fragen; er that, was ihm befohlen worden, und nach Verlauf kurzer Frist befand sich der Herzog, von Heinrich und einer Schaar Reiter begleitet, auf dem Wege nach der Burg Mangoldstein, mit Sturmeseile dahin jagend, daß Mann und Roß zu unterliegen drohten.

Es war ein schauerlicher Winterabend, als Herzog Ludwig, durch die bei dem ungestümsten Wetter ununterbrochen fortgesetzte Reise erschöpft bis zum Tode und tief im Herzen verwundet durch Maria's vermeintliche Untreue, am Thore des Schlosses ankam. Der Burgvogt, der von der unerwarteten Ankunft seines Gebieters überrascht ihm entgegeneilte, ward das erste Opfer blinder Leidenschaft: des Herzogs Schwert streckte ihn todt nieder. Noch mit der blutigen Waffe in der Faust stürmte Herzog Ludwig die Treppe hinan, auf der ihm der Herzogin vertrautes Hoffräulein Helika von Brennberg, Heinrich's Base, entgegentrat, — das blühende liebliche Kind fiel, von seinem Schwerte durchbohrt, als zweites Opfer.

Wehklagen tönte durch die Burg, verwirrt stürzten Hofleute und Zofen durcheinander, fliehend

vor des Herzogs Grimme. Der ungewohnte Lärmen, der die sonst in dem Schlosse herrschende Ruhe so auffallend störte, drang auch in die Gemächer der Herzogin, und Ludwig's Schwester, die Königin Elisabeth, die sich eben bei Maria befand, trat vor die Thüre des Gemaches, um nach der Ursache des Getöses zu fragen: da lag Helika in ihrem Blute auf dem Boden und ihr Bruder Ludwig stürzte mit blutgetränktem Schwerte auf das Gemach zu. Das Schrecklichste fürchtend eilte die Königin schnell zu Maria zurück; kaum vermochte sie ihr noch die Worte zuzurufen: „Rette Dich, Maria, der Herzog ist zurückgekehrt, und ermordet alles, was ihm in den Weg tritt!" als ihr die Sinne schwanden und sie ohnmächtig zu Boden fiel.

Maria horchte hoch auf: „Der Herzog zurückgekehrt, — er mordet alles!" Diese Worte konnte sie noch in der Verwirrung, die sich ihres Geistes zu bemächtigen drohte, ausstoßen, als ihr Gemahl selbst ins Gemach stürzte. An allen Gliedern bebend, bleichen Angesichtes, mit rollenden Augen, aus denen Zornesflammen schlugen, bot er einen fürchterlichen Anblick, vor dem sich Maria entsetzte, und sie flüchtete zu ihrem Betstuhle, über dem das Bild der Gnadenmutter hing.

Mitten im Gemache blieb der Herzog stehen, drohende Blicke auf die zitternde Maria werfend. „Verrätherin an Deiner und meiner Ehre!" rief er, indem er den Brief an den Grafen von Hirschau hervorzog, „sprich: hast Du diesen Brief geschrieben?"

Da erkannte die Herzogin die Ursache des Grimmes ihres Gemahls, aber noch hoffte sie, ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen, und sagte mit leiser aber fester Stimme: „Wohl habe ich diesen Brief geschrieben, mein Gemahl, aber höret mich zuerst, höret Elisabeth, höret meine Frauen, ehe Ihr richtet.“

„Was gibt es hier noch zu hören?“ entgegnete der Herzog, noch immer in gleicher Aufregung, „des Briefes Inhalt spricht klar und zweifellos Dein Verbrechen aus. Doch gut, daß Du mich mahnest an die Zeugen Deiner Schuld; Kanzler, laßt schnell Maria's Edelfrauen ergreifen und hinabstürzen von des Schlosses höchsten Zinnen, auf daß ihr Blut verrinne auf den Felsenriffen und kein Zeuge mehr am Leben bleibe, dessen Auge meine Schmach gesehen.“

Da stürzte Maria in Thränen zerfließend zu den Füßen ihres Gemahles und bat nicht um ihr, sondern um ihrer Frauen Leben. Doch vergeblich war ihr Flehen; hart stieß der Herzog sie zurück und wiederholte seinen Befehl, der auch von dem nur allzudiensteifrigen Kanzler schnell vollzogen wurde.

Auch Maria's Todesurtheil, nach Verlauf einer Stunde zu vollziehen, sprach nun der von einem unseligen Wahne verblendete Herzog aus, und weder die Betheuerungen ihrer Unschuld noch ihre Klagen fanden Eingang in sein von der Leidenschaft befangenes Herz.

Da erhob sich würdevoll die edle Fürstin und sprach: „Wenn mir der Gatte lieblos Schonung

verweigert, dann fordere ich Gerechtigkeit vom Herzog, die ein gerechter Fürst auch dem Geringsten seiner Knechte nicht versagen darf; ich fordere sie als Fürstin von Brabant, denn ich darf nicht dulden, daß grundloser Verdacht meines Hauses bisher unbemackelte Ehre beflecke. Stellt mich vor Gericht, Herzog, und dieses entscheide über mich."

Statt ihr zu antworten, wandte sich der Herzog an seinen Kanzler mit den Worten: „Sagt Kanzler, welche Strafe verhängt das Landrecht über das Verbrechen, dessen ich Maria von Brabant anklage?"

„Den Tod!" erwiderte der Kanzler, durch einen tiefen Bückling das schadenfrohe Lächeln verbergend, das über seine widrigen Züge flog.

„Ihr habt es nun gehört, Maria," fuhr der Herzog fort, „und ehe der Morgen des kommenden Tages anbricht, werde das Urtheil vollzogen. Mit Euerm Haupte, Kanzler, bürget Ihr für den Vollzug. Gott weiß es, und ich betheure bei dem ewigen Heile meiner Seele, daß nur Entsetzliches mich zu solcher That bewegen kann. Verzeihe der Verbrecherin, mein Gott, und gehe nicht ins Gericht mit ihrer Sünde; ich selbst, der schwer Beleidigte, habe ihr verziehen, doch dem Gesetze muß sein Recht geschehen, und ich, der Herzog, habe darüber zu wachen. — Kanzler, nun fort mit ihr!"

Da fühlte sich das Herz des Fürsten von der ganzen Schrecklichkeit des Augenblicks ergriffen, er schien milderen Gefühlen Raum geben zu wollen und in sanftem Tone sprach er: „Maria, scheidet im

Frieden!" Doch da trat der Kanzler näher und flüsterte dem Herzoge einige leise Worte zu; seine Stirne verfinsterte sich wieder, und er verließ mit den Worten: „Es bleibt bei dem Urtheile!" mit stürmischer Hast das Gemach.

Maria von Brabant, die auf Erden keine Hilfe mehr zu hoffen hatte, und auch den Beistand ihrer Schwägerin Elisabeth entbehrte, die noch immer besinnungslos am Boden lag, wandte sich an Gott, den ewigen Helfer aus aller Noth. Der Abt des Klosters Mangoldstein empfing ihre letzte Beichte, er reichte ihr das heiligste Sakrament, und das schuldlose Lamm wurde hierauf der Gewalt des Wolfes, des Kanzlers, überliefert.

Es war nicht fern von Mitternacht, als die Königin Elisabeth aus der langen Ohnmacht erwachte, die ihre Sinne gefesselt hielt. Da sie sich im Bette fand, so blickte sie forschend umher, ihre Erinnerungen sammelnd. Was ihr zuerst ins Auge fiel, war ihre Kammerfrau Editha, welche weinend neben ihrem Bette saß und deren Thränenfluß selbst das Erwachen ihrer Gebieterin nicht zu hemmen vermochte.

„Was weinest Du, Editha?" fragte die Königin; „doch ja, Du hast Recht, zu weinen," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „ich erinnere mich jetzt all' des Schrecklichen wieder, was sich heute im Schlosse begeben. Doch erzähle mir schnell, was sich weiter zugetragen, — mein Bruder hat sich doch bald beruhigt? und was war die Ursache seines

Grimmes, den ich noch nie sich so schrecklich äußern gesehen?"

Krampfhaftes Schluchzen verhinderte die Kammerfrau, zusammenhängend zu sprechen, und als die Königin endlich nach und nach das Entsetzlichste erfuhr, als sie erfuhr, daß Maria's schuldlose Seele vielleicht in diesem Augenblicke schon im Himmel weile, da erhob sie sich, gewaltsam ihre Schwäche bewältigend, schnell von ihrem Lager; sie warf nur die nöthigsten Kleidungsstücke um sich und eilte in das Gemach ihres Bruders.

Die Leibwächter, die vor der Thüre desselben Wache hielten, wollten ihr den Eingang verwehren, den Befehl des Herzogs vorschützend, welcher ungestört seyn wolle; aber mit den Worten: „dieser Befehl kann nicht der Königin, des Herzogs Schwester, gelten!" drängte sie die Wächter zurück und stürzte in das Gemach.

„Was thatest Du, Unglücklicher!" rief sie dem Herzoge zu, welcher mit tief gesenktem Haupte und fast besinnungslos im Zimmer saß, „die Unschuld willst du morden lassen! Nimm schnell den Spruch zurück, den Du im Jähzorn gethan, denn ich schwöre es Dir mit einem hohen Eide: Maria ist unschuldig. Sie schrieb Dir, Du mögest zurückkehren zu ihr, die den Erkrankten pflegen wolle; den Grafen bat sie nur, ihre Bitte bei Dir zu unterstützen, dann wolle sie ihm gewähren, was er längst gewünscht, daß sie ihn duze nämlich und gestatte, daß er ihre Farbe trage. Ich selbst habe dem Briefe einige Worte

beigefügt, und dieß möge Dir Maria's Unschuld beweisen, denn nimmer wird Königin Elisabeth sich einem Verbrechen als Werkzeug leihen."

Wie von dem Strahle des Blitzes berührt sprang der Herzog von seinem Sitze auf. „Bei Gott!" rief er, „Elisabeth, wenn Du wahr sprächest, — wie schrecklich hätte ich da gehandelt! Doch warum sprachst Du nicht früher?"

„Wie konnte ich?" entgegnete die Königin. „Lag ich nicht in den Banden der Bewußtlosigkeit, in die mich Dein rasendes Beginnen gestürzt hat? Doch wahr spreche ich, wahr beim allmächtigen Gotte, den ich bekenne. Drum rette, was noch zu retten ist, Ludwig, gib schnell Befehl, daß man Maria's schone."

Der Herzog riß rasch die Thüre des Gemaches auf und befahl einem der Wächter, schnell fortzueilen und dem Kanzler zu sagen, daß der Befehl nicht vollstreckt werden dürfe, den er wegen Maria erhalten habe.

Doch es war zu spät, die blut'ge That vollbracht, denn der Kanzler hatte sich in Vollziehung des herzoglichen Befehles nicht säumig finden lassen. Kaum hatte sich des Herzogs Bote entfernt, als man die Sterbeglocke läuten hörte, deren klagende Töne sich schauerlich mit dem Brausen des Wintersturmes mischten, der über die Landschaft brauste. Die Thüren öffneten sich, und von weinenden Knappen gefolgt, welche Fackeln trugen, trat der ehrwürdige Abt Friedrich vom Kloster Mangoldstein ein,

welcher dem Herzoge mit eintöniger bebender Stimme zurief: „Maria, die schuldlos Hingeopferte, läßt Euch ihren letzten Gruß entbieten!“

Die Gewalt dieser Worte ergreift den Herzog so mächtig, daß er ohnmächtig zu Boden stürzt. Mit hingebender Liebe widmete der fromme Abt dem unglücklichen Fürsten seine Sorgfalt; er weilte die ganze Nacht bei ihm, und zeigte ihm, nachdem ihn seine körperliche Ohnmacht verlassen hatte, den Weg, wie er auch von der geistigen genesen, wie er die tiefe Wunde, die der eigene Jähzorn ihm geschlagen, heilen und Gott, den er so tief beleidigt, wieder versöhnen könne.

Als Abt Friedrich am Morgen des 19. Januars 1256 aus dem Gemache des Herzogs trat, verließ er einen von Reue tief erfüllten, aber in der kurzen Frist von wenigen Stunden zum Greise gewordenen Mann, denn das Haupthaar des noch in der Blüthe seiner Jahre stehenden Herzogs war in dieser Nacht aus Kummer und Reue grau geworden.

Die Geschichte nennt von dieser Zeit an Herzog Ludwig II. von Bayern den Strengen.

Sechstes Kapitel.

Herzog Ludwigs Reue.

Der erste Beweis, den Herzog Ludwig von seiner tiefen Reue über die ungerechte Verurtheilung seiner

Gemahlin ablegte, war, daß er ihr ein ihrem hohen Range würdiges Begräbniß veranstalten ließ. Er und sein ganzer Hofstaat erschienen dabei in tiefster Trauer, und als der feierliche Gottesdienst für die ewige Ruhe der Herzogin abgehalten war und der Sarg, der die sterblichen Reste der Seligen enthielt, in die Gruft hinabgesenkt wurde, da brach der Herzog in lautes Weinen aus, und dieß war das Zeichen, daß die Kirche von dem lauten Schluchzen der unzählbaren Menge der Anwesenden widerhallte, wie es niemals in der Kirche der frommen Mönche von Mangoldstein gehört worden war.

Zu der Grabstätte der Herzogin ward im Kloster die Mitte der alten Frauenkapelle oder des innern Kapitels, das späterhin in eine Bibliothek umgeschaffen wurde, gewählt und selbe mit einem erhabenen sechs Schuh neun Zoll langen und zwei Schuh vier Zoll breiten steinernen Sarge bedeckt, auf dessen Oberfläche die Wappen von Bayern, von der Rheinpfalz und von Brabant, am Rande aber nachstehende Umschrift, die Worte jedoch zum Theil abgekürzt, eingegraben ist:

Anno D. MCCLVI. XV. Kal. Febr. in Castro. Werd. obiit. Domina. Maria. Ducissa. Bavariae. Filia. Ducis. de Brawant. (Im Jahre des Herrn 1256 den 18. Jänner starb auf dem Schlosse Wörth die Frau Maria, Herzogin von Bayern, Tochter des Herzogs von Brabant.)

Statt einer weitern Grabschrift diente eine an der Wand angehängte Tafel, die das traurige Schick-

sal der Herzogin in lateinischen in leoninischem Maße verfaßten Versen berichtete. Wir theilen dasselbe hier mit.

EPITAPHIUM
seu potius Epigramma historicum
in Mariam Brabantinam.

Post hos sexcentos a partu virginis actos
Ad quinquagenos totos sex insuper annos
Sub Februo quinis lapsis ter mense Kalendis
Occidit heu quanta lacrimarum clade Brabanta
Sic pereant dominae castissima membra Mariae
Prodit matre Turinga simulque parente Brabanta,
Elisbeth soboles, Henrici fit pia proles.
Hinc merito sacrae vocitatur neptis Elisae.
Post niveum florem spargit virtutis odorem.
Atque Dei, verae et flagrans pietatis amore,
Conspicit incertas subeant cur singula metas,
Christi hinc sola studens sacro fit dogmate prudens,
Et sibi subjectis praebens documenta salutis.
Nobilis eximio connexa thoro Ludovici
Corpore, sed juvenis mox sentit taedia levis
Contemseratque thorum, quid causae? Linqua malorum
Culcitra strata Thori fit vulgo fabula fori.
Cura nefanda ducis, rumpuntur vincula juris,
Grande nefas factum, nil hic cum conjuge pactum,
Edictum ex rato gratum fit caede patrato
Suspicione ferit nec causam in crimine quaerit,
Morte cadit dura Boji de crimine pura
Sanguine notescit, dolor hic sub nocte recessit,
Ut surgat sanus sed toto corpore canus.
Sero dolet fossa projectae conjugis ossa;
Ex Mangold castris, jam nunc est splendor in astris,
Quam deflet Svevus, Bojus, quam patria tellus.
Ergo aeternorum fruitur nunc Christi laborum.
Fac electorum numeres in sorte tuorum.

Die Chronik des Klosters Heilig Kreuz, welches von seinem Stifter den Namen Mangoldstein trug, enthält folgende freie Uebersetzung dieser lateinischen Grabschrift:

Nach zwey, merks wohl, sechshundert Jahr,
So du der Zahl recht nehmest wahr,
Beynebens sechs und fünfzig ist
Von der Geburt Herrn Jesu Christ,
Am acht und zehnten Jänerstag
Geschieht groß Mord, Weh, Jammer, Klag.
In dem d'rauf begraben da
Die hochgeborne Maria,
Das zeugt uns an der hohe Stein,
Darunter liegen ihr Gebein,
Der Herzog Geblüt von Brabant
Im ganzen Reich sehr wohl bekannt;
Die nachmal aus von dem Blut geht,
Ihr heilig Ahnfrau Lisabeth;
Denn Dero war sie Tochterkind,
Ward endlich theurt, als ich find,
Herzog Ludwig von Bairland,
Die wohl beisamen g'lebet hant
Im Eh'stand gar ein' kleine Zeit,
Da sich erhebt der Eiferstreit;
Indem d' Untreu' das ehlich Bett'
Mit lughaft Zung vergiftet hätt';
Ein Marschall war's, der richts mit Fleiß,
Zertrennt dadurch den ehlich Preis;
Ludwig glaubt den falschen Worten,
Kränkt ihm sein Herz an allen Orten;
Nimmt Schwert in d'Hand, kommt ihr für d'Thür,
Ruft: Falsch, arg Weib! komm stracks herfür!
Weil d'brochen Eh', und g'leisten Eid,
Aus meiner Hand mußt sterben heut:
War also todt um ihr Unschuld,

Darauf sie g'nießt jetzt Gotteshuld;
Helik von Prennberg Jungfrau zart
Mit einer die Hofmeistrin ward,
Seynd auch entleibt von Ludwigs Faust,
Haben die Welt um's Göttlich tauscht;
Ob sie geworfen von dem Schloß,
Seynd sie gefallen in Gottes Schooß,
Da rastens ewig unberührt,
Endlich d'Unschuld bekanntlich wird
Am jüngsten Tag vor aller G'mein;
Das geschah damals zu — Mangoldstein.

Rückwärts auf beiden Seiten im Kapitelhause, nicht weit von dem Sarge ihrer Gebieterin erhielten auch die Gefährtinnen des unverschuldeten Todes der Herzogin, Helika von Brennberg und die Oberhofmeisterin ihre Ruhestätten.

Mit Staunen und Grauen hatte Heinrich von Hohenfels diese schrecklichen Vorgänge mit angesehen: sein frommes weiches Gemüth konnte es nicht fassen, daß ein menschliches Herz sich in dieser Weise von der Gewalt der Leidenschaft hinreißen lassen könne, und er widmete dem unglücklichen Schicksale seiner Base Helika sowohl, wie dem der Herzogin, die er als das Vorbild edelster Weiblichkeit immer hoch verehrt hatte, die tiefste Trauer. Wie ein Träumender wandelte er nach dem Begräbnisse Maria's von Brabant umher, er wollte die Stätte fliehen, wo so Entsetzliches geschehen war, und doch — durfte er den Herzog, seinen Gebieter, in dem Augenblicke verlassen, wo er ihn von bitterster Reue erfüllt und allen den Qualen

preisgegeben sah, mit welchen die Mahnung des Gewissens über seine rasche That sein sonst so edles Herz folterte? Lange kämpfte Heinrich mit sich selbst, welchen Entschluß er fassen solle; aber er fühlte endlich, er müsse das Schloß verlassen, auf einige Zeit wenigstens verlassen, wenn er nicht ein Opfer des Zwiespalts werden wollte, der sich in seinem Innern erhoben hatte, in welchem die Liebe zu seinem Gebieter mit dem Mißfallen an dessen That einen harten Kampf bestand.

Am zweiten Morgen trat er in das Gemach des Herzogs, das dieser seit dem Begräbnisse seiner Gemahlin nicht mehr verlassen hatte, um ihm seinen Entschluß anzuzeigen. Mit verstörter Miene und bleichem Gesichte, in ungeordnetem Anzuge und ohne Theilnahme an allem, was um ihn vorging, saß Ludwig da, den erloschenen Blick starr auf ein Bild Maria's richtend, das vor ihm auf dem Tische lag, ohne daß er das Eintreten Heinrich's bemerkte.

„Mein hoher Herr!" begann dieser endlich nach einiger Zeit, in welcher er alle die Qualen mitfühlte, die den Herzog peinigten.

Matt wandte Ludwig sein Haupt nach dem Sprechenden, blickte ihn einige Augenblicke mit starren Augen an, wie wenn er sich erst besinnen müsse, wer der Mann sey, der da gesprochen, und sagte dann:

„Ach, du bist's, Heinrich! Du kommst wohl, mich zu mahnen an das, was ich an deiner Base Helika verübt!"

„Ich maße mir nicht an, Richter zu seyn in

dieser Sache," antwortete Heinrich in sanftem aber schmerzlichem Tone, „aber begreiflich werdet Ihr es finden, mein Herr und Gebieter, daß ich nicht weilen darf an einem Orte, den das unschuldige Blut einer so theuern Verwandten, als Helika mir war, getränkt. Ich kann die bange Erinnerung an das, was dieses Schloß in jüngster Zeit Entsetzliches gesehen, nicht aus meiner Seele verbannen, und gestattet mir darum, daß ich es verlasse, daß ich an einer ruhigeren Stätte den Frieden suche, den ich hier verloren, daß ich die Mutter tröste, die weinen wird um die verlorne Nichte, die sie als ihr Kind betrachtet, seitdem Helika's Mutter dieser Erde entrückt ist, daß ich sie endlich mit Dem versöhne, der dem Kinde den Tod gegeben hat."

„Auch Dich soll ich also missen?" sagte der Herzog mit einem tiefen Seufzer; „doch ich kann Dir's nicht verargen, daß Du das Schwert verfluchst, das so an Dir gefrevelt. So muß mir denn die That, durch die ich selbst mir so viel Liebes raubte, auch noch die Lieben rauben, die am Leben blieben, denn auch meine Schwester Elisabeth will mich verlassen, — doch sey es: groß ist meine Schuld, groß muß auch die Strafe seyn, die sie sühnen soll. Gehab Dich wohl, Heinrich, vergiß deinen trauernden Herzog nicht und laß mich hoffen, daß ich Dich wieder sehe, wenn Du das Grauen überwunden, das Dich befallen hat bei meiner That."

Bei diesen Worten reichte Herzog Ludwig dem jungen Ritter die Hand; dieser drückte sie, über-

wältigt von dem Gefühle des Mitleidens, das er für den qualvollen Seelenzustand des unglücklichen Fürsten empfand, und vergessend, daß es die nämliche Hand sey, welche seine Base Helika getödtet, an die Brust und verließ schnell das Gemach des Herzogs, um nicht dem einmal fest gefaßten Entschlusse ungetreu zu werden.

Eine Stunde war noch nicht vergangen, als die Zugbrücke des Schlosses niedergelassen wurde und Ritter Heinrich von Hohenfels, gefolgt von seinen Knappen, das Schloß verließ und, ohne mehr einen Blick auf die Unglücksstätte zurück zu werfen, den Weg dahinritt, der zu seiner Heimath führte.

Graf Hirschau ließ indessen das ungerechte Verfahren des Herzogs nicht bei der bloßen Reue des Thäters bewenden: er war sich keiner Schuld bewußt und rief daher ganz Deutschland auf, die Gräuelthat zu rächen; er wandte sich an alle Höfe und erhielt das Versprechen, daß Herzog Ludwig von ihnen gemeinschaftlich zur Rechenschaft gezogen werden sollte, als Kaiser Wilhelm I. am 28. Februar 1456 ermordet wurde und durch diesen Todesfall die Aufmerksamkeit und Thatkraft der deutschen Fürsten eine andere Richtung erhielt, so daß die Rache des Grafen keine Unterstützung fand.

Doch der Rächer in des Herzogs Innerm hatte sein Werk noch nicht vollendet, und noch hatten seine Bußthränen nicht die Stimme des quälenden Gewissens zum Stillschweigen gebracht. Nachdem

er sich von dem Schlosse Mangoldstein nach Augsburg begeben, wo er vor dem Frauenthore nächst der Severins-Kapelle einen Hof und Garten besaß und in tiefer Einsamkeit seine Schuld beweint hatte, wandte er sich büßend nach Rom und erlangte von Papst Alexander IV. unter der Bedingung die Lossprechung, daß er mit tausend Rittermäßigen dem heiligen Lande zu Hilfe ziehen sollte. Da aber die Zeitverhältnisse und die Lage seines Landes dem Herzoge nicht gestatteten, sich für längere Zeit aus demselben zu entfernen, so wurde dieser Ausspruch dahin abgeändert, daß er in Bayern ein Karthäuser-Kloster stiften solle. In Bayern gab es aber keine Mönche dieses Ordens, und so bewilligte Papst Clemens IV., daß das neu zu erbauende Kloster dem Cisterzienser-Orden eingeräumt werde. Schon im Jahre 1258 stiftete Ludwig ein Klösterlein zu Thal, in der Folge wurde es nach Oilching und endlich nach Fürstenfeld bei dem Marktflecken Bruck verlegt. Der volle Stiftungsbrief ist vom Jahre 1166; doch findet man in demselben jedes Andenken der unseligen That, selbst der Herzogin Namen vermieden.

Durch die Vermittlung und das Urtheil der Kirche war nun die Asche Maria's versöhnt, und mit erleichtertem Gemüthe widmete sich Herzog Ludwig der Strenge nun wieder den Pflichten, welche ihm die Regierung seines Landes auferlegte. Europa hatte in jener Zeit keinen Kaiser, Germanien keinen König, dem Gewalt oder Zeit geblieben wäre, die

Zucht des Reiches aufrecht zu erhalten. Eroberungssucht großer, Nothwehr kleiner Herren, oder Uebermuth unabhängiger, in Wohlstand aufstrebender Städte führten in ununterbrochener Reihe Fehden, Aufruhr und Kriege herbei, welche die Lust für alles Edlere schwächten und auch für das Gemüth des Herzogs Ludwig eine Quelle mannigfaltiger Zerstreuungen wurden.

Siebentes Kapitel.

Krieg mit Ottokar, König von Böhmen.

Als Heinrich von Hohenfels auf seiner väterlichen Burg eintraf, war ihm die Nachricht von der im Schlosse Mangoldstein geschehenen gräuelvollen That bereits vorangeeilt, und er fand seine Mutter in tiefster Trauer über den gewaltsamen Tod ihrer Base Helika. Seinen Oheim, Reimar von Brennberg, hatte die Nachricht von dem unglücklichen Ende seiner Tochter auf das Siechbett geworfen, aber er war fest entschlossen, wenn er seine Genesung erlangt haben sollte, vor den Herzog Ludwig zu treten und mit ihm zu rechten über die Wunde, die er seinem väterlichen Herzen geschlagen. Als ihm Heinrich die ganze unglückliche Begebenheit, wie sie sich zugetragen, einfach mit allen ihren Umständen erzählte, da fuhr er auf vom Lager und wollte seinen Entschluß der Rache

mit einem hohen Eide bekräftigen, aber als Heinrich nun auch die Reue schilderte, die den Herzog ergriffen und von der er Zeuge gewesen, als er ihm sagte, was Ludwig für Seelenqualen darüber erduldet und wie das Entsetzen über seine eigene That ihm, dem sechsundzwanzig Jahre alten Manne, in einer einzigen Nacht die Haare gebleicht habe, so daß er einem Greise von achtzig Jahren ähnlich geworden, da tauchten mildere Gefühle in Ritter Reimar's Herzen auf und er gab sein Vorhaben der Rache auf, sie Jenem überlassend, welchem allein sie angehört.

Als daher kurze Zeit darauf der Graf von Hirschau auf dem Schlosse Brennberg eintraf in der sichern Hoffnung, an dem Vater der hingeopferten Helika den bereitwilligsten Theilnehmer an der Ausführung der gegen Herzog Ludwig gefaßten Pläne seiner Rache zu finden, da wunderte er sich sehr, gerade hier, wo er es am Ersten erwartet, kein fruchtbares Feld dafür zu finden. Im Geiste christlicher Versöhnlichkeit und Milde antwortete ihm der alte Ritter:

„Ich betrauere zwar tief das unglückliche Ende meines unschuldigen Kindes, und wäret Ihr früher gekommen, Ritter, fürwahr Ihr hättet Euren Ritt nicht vergeblich gemacht; aber seitdem ich erfahren habe, daß Gott die Rache übernommen und den Herzog mit den tiefsten Seelenschmerzen in Folge seiner Reue über die begangene That heimgesucht habe, würde ich's für Sünde erachten, Dem, der

allein weiß, welches Maß von Strafe dem Sünder gezieme, an diesem Strafwerke vermessen helfen zu wollen, und ich überlasse daher den Herzog billig Gott und seinem rächenden Gewissen. Die Opfer seiner Uebereilung selbst würden aus der Wohnung der Seligen mit Mißbilligung auf uns herabschauen, wenn wir Unthat mit Unthat vergelten wollten. Folgt meinem Rathe, Ritter, und thut wie ich!"

Graf Hirschau ließ sich zwar durch diese edle Sprache des Ritters Reimar von Brennberg nicht in Verfolgung seiner gegen den Herzog geschmiedeten Rachepläne beirren, aber diese blieben, es ist bereits gesagt worden aus welchen Gründen, ohne Erfolg.

Im Herbste ging Herzog Ludwig der Strenge wieder in die Rheinländer, um sich mit den rheinischen Kurfürsten über die Wahl eines neuen Königs zu verständigen. Man kam überein, keinen Inländer, sondern einen Ausländer zu wählen, und zwar nicht der Sache, sondern der Form wegen; denn beim Lichte betrachtet bedürfe das Reich der Deutschen keinen gemeinschaftlichen König; das hätten die verflossenen dreißig Jahre gelehrt, wo Friedrich II. und sein Sohn Konrad fast immer in Italien gewesen und um die Angelegenheiten Deutschlands sich wenig bekümmert haben: jeder Fürst sey ohnedem Herr in seinem Lande, und gegen auswärtige Feinde dürften Bündnisse von Staaten hinreichen, wie der eben wieder erneuerte rheinische Bund beweise. Blos des Herkommens wegen und um das

Recht der römischen Kaiserwürde der deutschen Nation zu erhalten, möge man eine neue Wahl vornehmen; der Fürst aber, welcher als Oberhaupt des Reiches figuriren soll, müsse geldreich und länderarm seyn, damit er nichts koste und nichts schade. Als solchen, sagte der Erzbischof Konrad von Köln, schlage er vor Richard von Kornwallis, Bruder Heinrichs III., Königs von England; in ganz Europa sey kein reicherer Fürst, seine Einnahme täglich 100,000 Mark, auf seinen Reisen begleiteten ihn 32 achtspännige Wagen, jeder mit einer Tonne beladen, so groß als ein Weinfaß, drei Ohm haltend, und voll Geld. Arnold, Erzbischof von Trier, dagegen meinte, Alphons, König von Castilien, wäre mehr geeignet; er trage den Namen des Weisen, sey ein Enkel des Königs Philipp von Hohenstaufen und nicht weniger reich als Richard: wenn dieser jedem Wahlfürsten 12,000 Pfund für seine Stimme biete, so gebe Alphons 20,000.

Diese Unterredungen geschahen im Monat Oktober. Im November kamen schon Gesandte des Prinzen Richard von Kornwallis nach Deutschland. Sie besuchten Herzog Ludwig den Strengen in seinem Schlosse zu Fürstenberg am Rhein und boten ihm für seine Stimme nicht nur 12,000 Pfund Sterling, sondern auch eine Braut an in der Schwester oder auch Tochter ihres Herrn nach Wohlgefallen des Herzogs. Ludwig nahm das Anerbieten an. Der Wahltag ward auf den 13. Jäner 1457 nach Frankfurt am Main angesetzt.

Ritter Heinrich von Hohenfels hatte sich bereits auf besonderes Verlangen des Herzogs Ludwig des Strengen im Herbste 1256 zu demselben an den Rhein begeben. Da es sich nun darum handelte, die bevorstehende Königswahl den Gegnern gegenüber durch eine große kriegerische Macht zu lenken, so ward Heinrich vom Herzoge nach Landshut zu seinem Bruder, dem Herzoge Heinrich, entsendet, um mit demselben die nöthigen Maßregeln zu verabreden. Letzterer brach sogleich an der Spitze zahlreicher Heerhaufen nach Frankfurt auf. Ritter von Hohenfels sammelte nicht weniger starke Schaaren in dem seinem Gebieter angehörigen Theile von Bayern und traf mit ihnen zu gleicher Zeit mit dem Herzoge Heinrich vor den Thoren Frankfurts ein.

Da schlossen die Fürsten der Alphonsischen Partei, erschreckt von so großer Heeresmacht, die Thore der Stadt, und es wählten daher in der Vorstadt von Frankfurt die beiden bayerischen Herzoge, die Erzbischöfe von Köln und Mainz und die noch sonst anwesenden Fürsten und Prälaten an dem bestimmten Wahltage den Richard von Kornwallis; die Fürsten innerhalb der Stadt aber, Erzbischof Arnold von Trier, Herzog Albert von Sachsen, und Abgeordnete des Markgrafen von Brandenburg und des Königs von Böhmen etwas später den König Alphons. Am 13. Mai wurde Kornwallis von dem Erzbischofe von Köln gekrönt, wobei er die versprochenen Geldsummen bezahlte; ob aber

auch Alphons' Wahlmänner die bedungenen Summen erhielten, ist zweifelhaft, denn dieser König kam gar nie nach Deutschland.

Auch der Papst, als man ihn zum Schiedsrichter der streitigen Königswahl machte, erklärte sich nicht; er war der nämlichen Ansicht, wie Deutschlands Fürsten, daß man in Italien eben so wenig wie in Deutschland eines gemeinschaftlichen Oberhauptes bedürfe, und auch ohne ein solches die Fürsten ihre Länder regieren könnten.

So kam es, daß Deutschland 16 Jahre lang ohne gemeinschaftliches Oberhaupt blieb, Italien aber gar keines wieder erhalten hat. Es ist dieses der Zeitraum des erledigten Reiches. Während desselben faßte die Landeshoheit der deutschen Fürsten und Städte so tiefe Wurzel, daß auch nach wieder hergestellter Königswürde die Lehensherrlichkeit gegen dieselbe nimmermehr aufkommen konnte.

Heinrich von Hohenfels hatte auf die Nachricht hin, daß seine Mutter schwer erkrankt sey, den Herzog noch vor Beendigung des Wahlgeschäftes verlassen und sich eiligst nach Bayern zurück begeben. Auf der väterlichen Burg Falkenstein eingetroffen, fand er seine Mutter zwar besser, aber doch noch nicht so weit hergestellt, daß er unbesorgt an den Rhein hätte zurückkehren können.

Wenige Tage erst befand er sich in Falkenstein, als flüchtige Landleute von der böhmischen Gränze her die Nachricht überbrachten, König Ottokar von Böhmen habe mit einer zahlreichen Macht in

einer großen Ausdehnung die bayerische Gränze überschritten und verheere Alles, was auf seinem Wege liege.

Przemyßl Ottokar, der junge, ruhmbegierige König von Böhmen, im Vertrauen auf seine Kriegsmacht, glaubte sich der glänzendsten Unternehmungen gleich fähig, als würdig. Mehr eiteln als großen Gemüths, tapfer, doch unbeständig, sann er darauf, ein furchtbares Reich um seinen Thron zu gründen. Schon gehörte ihm Oesterreich, um die Steiermark haderte er mit Ungarns König, und von Herzog Heinrich von Bayern, Eidam desselben, den er schon dieser Verwandtschaft wegen haßte, forderte er Neuburg am Inn und Schärding zurück, mit denen nach dem Tode der Grafen von Andechs das Haus Wittelsbach belehnt worden war. Dem Könige mit seiner bei weitem überlegenen Macht schien es ein leichtes Spiel, einen Herzog von Bayern zu unterjochen, und er sandte diesem daher den Fehdebrief.

Heinrich's von Hohenfels Vater war, wie dieses meistens der Fall war, abwesend und jener bot seine Mannen auf und setzte sogleich die Burg Falkenstein in den Stand, um einen Ueberfall der Böhmen zurückschlagen zu können, und kaum war dieß geschehen, als er, von den Zinnen der Burg in die Ferne spähend, die nahen Berge mit den räuberischen Horden der Böhmen bedeckt sah, die den Weg, den sie gekommen, mit Feuer und Blut bezeichneten.

Die Böhmen umzingelten das Schloß und forderten die Vertheidiger desselben zur Uebergabe auf, wenn sie die Erstürmung und damit ihren sichern Untergang vermeiden wollten. Heinrich gab das einzige Wörtchen „Stürmt!“ zur Antwort.

Nicht lange währte es, als die Böhmen ihre Drohung wahr machen wollten: ein furchtbares Geschrei ertönte aus ihren Reihen, sie erkletterten die Felsen und suchten auf Sturmleitern die Mauern zu ersteigen und durch feurige Pfeile die Holzbedachungen der Gebäude in Brand zu stecken; aber die Tapferkeit der Vertheidiger der Burg und die Vorsicht ihres Anführers machten alle diese Anstrengungen der wilden Böhmen erfolglos, und als sie endlich entmuthigt vom stundenlangen Kampfe abließen, hatten sie lange zu thun, die Todten und Verwundeten bei Seite zu schaffen, welche derselbe gekostet hatte. In toller Wuth über das Mißlingen ihres Vorhabens, die Burg in ihre Gewalt zu bekommen, verließen sie nun, alle militärischen Bande lösend, den Kampfplatz, wandten sich gegen den am Fuße des Burgberges gelegenen Flecken Falkenstein, vertrieben die Einwohner desselben nackt und hilflos aus ihren Häusern und verübten Gräuel auf Gräuel darin.

Mitternacht war eben vorüber, als aus einem Gebüsche, das etwa tausend Schritte von der Burg entfernt war, bewaffnete Männer, nahe an hundert, einer um den andern hervorkamen, die dem Boden entstiegen zu seyn schienen. Voran schritt ein

geharnischter Ritter langsam und leise, und eben so geräuschlos folgten die Uebrigen, so daß die ringsum herrschende nächtliche Stille durch keine ihrer Bewegungen unterbrochen wurde. Nahe am Eingange des Fleckens Falkenstein angekommen hieben sie schnell einige böhmische Soldaten nieder, die da als Wachen aufgestellt waren, und drangen dann, sorgfältig jedes Geräusch vermeidend, in das Innere ein. Doch bald ging die Stille der Nacht in lautes Geschrei der im Schlafe überfallenen Böhmen über: umsonst versuchte ihr Anführer, einen Haufen der Seinigen um sich zu sammeln, um dem Angriffe Heinrich's von Hohenfels und seiner Leute, welche die Ueberfallenden waren, Widerstand entgegen zu setzen; die größere Zahl fiel unter dem Schwerte der Rächer, und nur Wenigen gelang es, in die nahen Wälder zu entkommen, um da einige Tage später dem Hunger oder der Rache der Verfolger zu erliegen.

Inzwischen war Ottokar mit seinem Hauptheere unaufhaltsam vorwärts gedrungen; seine Völker durchschwärmten den fruchtbaren Vilsgau; Schärding, Neuburg und andere Orte wurden genommen und verbrannt. Bayern schien ohne Widerstand fallen zu müssen, und der König verhieß prahlerisch seinen Feldhauptleuten die Erstürmung Landshuts nach wenigen Tagen.

Aber der böhmische König hatte vergessen, daß die Unbarmherzigkeit des Eroberers die Wehrlosen bewaffnet und daß ein Volk, in welchem Glaube an

Gottes Hilfe und an sich selbst lebt, nicht unter den Schwertstreichen feindlichen Uebermuths zu Grunde geht. Das Vaterland war in Gefahr, — Aufforderung genug für alle Söhne Bayerns, muthig in den Kampf zu ziehen; die Sturmglocken ertönten von Höhe zu Höhe, von Thal zu Thal, und wer immer Waffen tragen konnte, eilte zu des Herzogs Bannern. Heinrich von Hohenfels brachte seine wieder genesene Mutter nach Brennberg in die Burg ihres Bruders, wo sie vollkommen sicher war, und stieß mit einem wohlgerüsteten Haufen tapferer Streiter zu dem Heere, welches Herzog Heinrich von Niederbayern im Lager bei Landshut vereinigt hatte. Zu gleicher Zeit sammelte der aus den Rheinländern schnell herbeigeeilte Herzog Ludwig ein Heer am obern Inn und ein zweites an der Donau.

Als nun Ottokar, welcher von den beiden Herzogen am Rhein und in Bayern keine Gegenwehr vermuthete, noch wenige Stunden von Landshut, auf der Berghöhe bei dem Schlosse Fraunhofen erschien, war er, der überraschen wollte, der Ueberraschte, indem er vor sich die vereinte Macht der Brüder, hinter sich den rächerischen Aufstand der Bayern erblickte. Zwischen so großen Gefahren in der Mitte beschloß er den Rückzug; um diesen aber zu verheimlichen, sandte er am Vorabende des Festes des heiligen Bartholomäus in das Lager der Herzoge, Waffenstillstand zur Feier des Festes zu verlangen.

In der Nacht vom 23. auf den 24. August

unternahm Heinrich von Hohenfels auf Befehl des Herzogs an der Spitze einer Schaar von Reitern einen Streifzug in die Nähe des Lagers der Böhmen, um zu beobachten, was darin vorgehe. Hell flammten ihm von den Anhöhen herab die feindlichen Wachfeuer entgegen, aber je näher er kam, desto deutlicher vernahm er ein im Lager herrschendes seltsames Geräusch, welches deutlich kund gab, daß die Böhmen nicht der Ruhe pflegten, sondern sich zu irgend einer Unternehmung bereiteten. Um Näheres zu erforschen, drang er langsam und vorsichtig immer weiter vor und kam endlich dem feindlichen Lager so nahe, daß er, unterstützt von der Helle, welche die Wachtfeuer weit umher verbreiteten, wahrnehmen konnte, das Heer der Böhmen sey in vollem Rückzug begriffen und ein großer Theil des Lagers bereits geräumt.

Sogleich eilte Heinrich mit seiner Schaar im schnellsten Laufe der Pferde in das bayerische Lager zurück, um seinem Herzog von dem, was er eben gesehen, Kunde zu geben, und dieser beschloß die eiligste Verfolgung der Feinde.

Ottokar nahm seinen Rückzug über Neumarkt Mühldorf zu, um da den Inn zu überschreiten; allein die Bayern verfolgten sein Heer so hitzig, daß dieses nicht mehr Zeit hatte, in geordneten Zügen über die Brücke zu gehen, sondern auf derselben in so großer Masse sich anhäufte, daß von dem Gewichte der Wagen, Pferde und Menschen die Brücke brach. Nur der König und die vornehmsten Ritter hatten das jenseitige Ufer erreicht; ihnen

nach drängten die dichten Schwärme ihrer Streithaufen, daß unter der Last die Balken der Brücke wankten, die Pfeiler wichen und Zahllose in den Strom stürzten. Die zum Ufer zurückschwammen, wurden mit vorgehaltenen Spießen in die Fluthen zurückgestoßen oder mit Pfeilen erlegt; die Gebäude der Vorstadt, angefüllt von ihnen, umzingelt und verbrannt. Der größere Theil des Heeres hatte sich in die Stadt Mühldorf eingeschlossen, welche nun die Herzoge von Bayern zu belagern begannen. Die Belagerten hielten sich aber nur neun Tage und ergaben sich dann zu Gefangenen. Unter denselben befanden sich die Häupter der vornehmsten österreichischen und böhmischen Familien. Die Herzoge von Bayern entließen sie großmüthig, jeden mit seinem Pferd und so viel Gepäck, als er tragen konnte. Ottokar selbst war nur mit großer Mühe entkommen.

Siebentes Kapitel.

Heinrich's von Hohenfels Vermählung.

Heinrich von Hohenfels, der sich während der Verfolgung der Böhmen, deren am Schlusse des vorigen Kapitels Erwähnung geschah, mit der Reiterschaar, die er anführte, immer im dichtesten Gedränge befunden hatte, stieß im Kampfe auf einen Haufen böhmischer Reiter, welcher den heftigsten Widerstand leistete. Ihr Anführer, ein hoher



I. LECHNER

V. Bdchn.

Zu S. 92.

stattlicher Ritter, feuerte seine Leute, wenn deren Muth erlahmen wollte, durch Wort und Vorbild immer zur neuen Gegenwehr an, und bald war zwischen ihm und Heinrich der heftigste persönliche Kampf entsponnen. Da spaltete ein Schwertstreich Heinrich's den Helm des feindlichen Anführers, dieser stürzte betäubt vom Pferde, sein Visier löste sich und Heinrich schaute mit dem tiefsten Entsetzen in ein Antlitz, dem er hier nimmer zu begegnen vermuthet hatte. Die Böhmen rafften schnell ihren Anführer vom Boden auf, hoben ihn auf sein Pferd, das sie in die Mitte nahmen, und entflohen eiligst.

Heinrich starrte ihnen nach, ohne an ihre Verfolgung zu denken. Hatte ihn ein Traumbild oder ein teuflisches Gespenst geneckt? denn der, dessen Angesicht er geschaut, konnte sich ja nimmermehr in der Reihe der Feinde Bayerns befinden. Ein Glück war es, daß der Kampf bereits entschieden und der Sieg errungen war, denn er fühlte sich an Geist und Körper gelähmt und einem Gegner, wie der, dem er eben begegnet, hätte er nicht zu widerstehen vermocht.

Nach der Flucht der Böhmen versammelten die Herzoge Ludwig und Heinrich die vornehmsten Anführer in ihrem Gezelte, um weitere Maßnahmen zu besprechen. Bei dieser Gelegenheit geschah denn auch der einzelnen Kriegsthaten Erwähnung, unter welchen Herzog Ludwig besonders den Kampf Heinrich's von Hohenfels gegen die Schaar böh-

mischer Reiter als einen entscheidenden hervorhob. Heinrich hörte die Lobrede, die seiner Tapferkeit gehalten wurde, nur mit halbem Ohre, und begab sich, sobald er sich entfernen konnte, an eine einsame Stelle, um da des Aufruhrs Herr zu werden, in welchen sein ganzes Innere durch die Erscheinung des böhmischen Anführers versetzt war, in dem er seinen — Vater erkannt hatte.

Zwei schmerzliche Gefühle waren es, die das Gemüth unseres Freundes tief verwundeten: sein Vater kämpfte gegen das eigene Vaterland, und er selbst, freilich ohne es zu wissen, verwundete vielleicht den eigenen Vater zum Tode! Das Erstere mußte seine Vaterlandsliebe verletzen und Schmach auf seinen Namen bringen, das Letztere, das ihn zu einem Vatermörder machte, den Zorn des Himmels gegen ihn erregen. Selbst ohne Rath, wie die Qual, die sein Inneres zerriß, gelindert werden möchte, beschloß er, ihn bei seinen zwei bewährtesten Freunden, die er besaß, zu suchen: bei der Kirche und bei seiner Mutter. Sein Geheimniß tief in der Brust verwahrend, beabschiedete er sich bei seinen Gebietern, den Herzogen, und begab sich nach Brennberg, wo sich seine Mutter noch befand.

Mit inniger Freude empfing diese den wohlbehalten zurückkehrenden Sohn, und als Heinrich noch nicht mit sich selbst einig geworden war, auf welche Weise er ihr sein schreckliches Geheimniß mittheilen sollte, hatte Agnes schon die düstere Wolke bemerkt, welche seine Stirne bedeckte. Mit sorg-

licher Mutterliebe forschte sie nach der Ursache seiner Trauer, und als ihr Heinrich die ganze Begebenheit und den Schmerz, den sie ihm verursacht, mitgetheilt hatte, sagte sie ihm:

„Ich begreife wohl, mein Sohn, daß dieses unerwartete Zusammentreffen mit Deinem unglücklichen Vater Dein edelgesinntes Herz tief ergreifen mußte, aber Du bist rein von Schuld, denn ich weiß, Du würdest auch auf die Gefahr hin, den Unwillen des Herzogs zu erregen, den Kampf gegen die Böhmen gemieden haben, hättest Du gewußt, Deinen Vater in ihren Reihen zu finden. Dein Vater — es ist schmerzlich für mich und Dich, daß ich so über ihn sprechen muß — gibt sich seit Jahren allen zügellosen Leidenschaften hin, so daß es mich kaum wundern darf, daß die Liebe zum Vaterlande sich in seinem Herzen zu ihrem schroffen Gegentheile umgewandelt hat. Schon lange verkehrt er mit den gleichgesinnten Genossen über der Böhmengrenze, auf deren Burgen er immer verweilt, und kehrt er ja einmal nach Falkenstein zurück, so geschieht es nur, um da seinen Beutel zu füllen, ohne welchen er auch den böhmischen Rittern kein angenehmer Gast ist. Mit seinem Lehensherrn, dem Bischofe von Regensburg, steht er in ewigem Hader, die Drohungen desselben, ernste Maßregeln gegen ihn zu ergreifen, verlacht er; aber ich fürchte, der Bischof werde einmal seine Drohungen nur zu empfindlich ins Werk setzen."

Das Gespräch zwischen Mutter und Sohn

währte noch lange in dieser Weise, und Heinrich schöpfte Beruhigung aus demselben. Als er nun auch wegen seinem, wenn gleich unbewußten, Angriff auf seinen Vater die Lossprechung der Kirche empfangen hatte, und die Nachricht eingegangen war, daß Ritter Konrad von Hohenfels von der bei Mühldorf erhaltenen Wunde bald wieder genesen sey, kehrte wieder die frühere Ruhe in sein Inneres zurück.

Mittlerweile hatte König Ottokar von Böhmen sich eines Besseren besonnen. Sein Uebermuth war durch die erlittene Niederlage so tief gedemüthiget worden, daß er nicht nur die Eroberungen vergaß, die er zu machen gedacht hatte, sondern auch in Folge des am 11. November 1258 von seinen Abgesandten und den Herzogen von Bayern in Cham abgeschlossenen Friedensvertrages Schärding, Neuburg und Ried, dann Schüttenhofen in Böhmen wieder herausgab. Dieser, obwohl kurze Feldzug hatte den König außerdem 3000 Mann gekostet.

Herzog Heinrich, vor Ottokar's unruhigem Geist schwer gewarnt, benutzte den Frieden, die Grenzen gegen Oesterreich durch eine starke Veste zu sichern. Dazu erkor er Braunau, die alte Burg aus den ersten Ungarkriegen. Sie erhob sich auf steiler Höhe, deren Felsen abendwärts aus dem Inn steigen. Gegen Mittag dehnte sich daneben ein unübersehbar dicker Wald aus. Hier führte der Herzog neue Mauern und Werke auf, so wie auch unten am Berg um das Städtchen, welches er durch eine

Brücke über den Strom wichtig machte, und mit begüterten Landleuten aus der Nachbarschaft bevölkerte.

Im Jahre 1258 bekam Herzog Ludwig Streit mit dem Bischof Hartmann von Augsburg, einem gebornen Grafen von Dillingen, welcher als letzter dieses Stammes das Schloß und die Stadt Dillingen, und was zur Grafschaft gehörte, dem Bisthum Augsburg geschenkt und es dadurch zu einem ziemlich bedeutenden Staat erhoben hatte. Um nun gegen Anfälle von dieser Seite gesichert zu seyn, ließ Ludwig das der Stadt Augsburg gegenüberliegende, zu Bayern gehörige Dorf Friedberg, wo er schon 1247 ein Schloß erbaut hatte, mit Mauern und Festungswerken umgeben, der Einreden des Bischofs und der Bürger von Augsburg nicht achtend, welche wegen der Nähe dieser Festung für ihre Freiheit und ihren Handel Gefahr fürchteten.

Wohl mochte ihres Bruders allzurasche Verurtheilung seiner Gemahlin Maria zwischen der Königin Elisabeth, welche, wie wir wissen, Zeuge der That gewesen, und Herzog Ludwig einige Mißstimmung hervorgerufen haben, oder vielleicht mochte sie auch fürchten, der sich so sehr zum Jähzorne hinneigende Charakter ihres Bruders möge von üblem Einflusse auf ihren damals noch im zarten Kindesalter stehenden Sohn Konradin seyn, genug, die neunundzwanzigjährige Elisabeth gab den dringenden Bewerbungen des Grafen Meinrad von Görz und Tyrol um ihre Hand Gehör, und die Vermählung fand am 6. Oktober 1259 mit großer Feierlichkeit in

München statt. Glänzende Feste verherrlichten die Feier, bei der zahlreiche den edelsten Geschlechtern des Landes angehörige Gäste versammelt waren. Unter diesen befanden sich auch Agnes von Hohenfels und ihr Sohn Heinrich. Die zärtliche Mutter hatte schon lange gewünscht, ihr Sohn möge sich unter den Töchtern des Landes eine Hausfrau wählen, welche ihn durch Frömmigkeit sowohl, als alle edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens glücklich machen und ihr selbst dadurch das wahre Bild einer gottgefälligen Ehe bieten würde, welches der Himmel ihr selbst versagt hatte. Bei Heinrich, den die Theilnahme an den Angelegenheiten seiner Gebieter, der Herzoge von Bayern, bisher zu sehr beschäftigte, hatte dieser Wunsch seiner Mutter noch nicht Gehör gefunden; mußte er doch auch befürchten, der schlimme Ruf, mit dem seines Vaters unritterliches Benehmen den Namen Hohenfels befleckt, möge dem günstigen Erfolge einer Bewerbung hinderlich seyn. Jetzt aber, da er aus den Händen des Edelfräuleins Mechtildis von Nußperg den Dank für den im Ritterspiele errungenen Sieg empfing, da gedachte er unwillkürlich des Wunsches seiner Mutter.

Das Fräulein stammte aus einem der edelsten Geschlechter Bayerns, das des Gebrauches wegen, welchen es von seinem Reichthume machte und den es als von der Vorsehung verliehen betrachtete, um ihn zum Besten der Kirche und Armen zu verwalten, im ehrendsten Rufe stand. Die Nußperger

besaßen in jener Zeit bedeutende Güter im bayerischen Walde, aber gegenwärtig sind von ihrem Stammhause unweit des Marktes Viechtach nur noch wenige Trümmer sichtbar. Es wurde in dem Kampfe zwischen Herzog Albrecht IV. und seinem Bruder Christoph in dem sogenannten Böckler-Kriege, wo Ritter Hans von Nußperg auf der Seite Christoph's stand, zerstört, und man darf von ihm mit Göthe sagen:

Da droben auf jenem Berge
Da stand ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thürmen
Sonst lauerten Ritter und Roß.
Verbrannt sind Thürme und Thore,
Und überall ist es so still,
Das alte verfall'ne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Heinrich erblickte in den Tugenden, welche dem allgemeinen Rufe nach das Fräulein schmückten, die sicherste Bürgschaft seines Glückes, wenn er ihre Hand gewinnen sollte, und zögerte nicht, seiner Mutter zu vertrauen, welchen Eindruck Mechtildis auf ihn gemacht habe. Mit großer Freude vernahm Agnes die Mittheilung ihres Sohnes, konnte sie doch in keiner Beziehung eine bessere Schwiegertochter wünschen, und sie beschloß sogleich, zu seinen Gunsten die nöthigen Schritte zu thun. Heinrich legte die Besorgung der ganzen Sache, der guten Sitte alter Zeit gemäß, in die Hände seiner Mutter, es dem Himmel überlassend, ob er für gut finden wolle, seinen Wunsch zu erfüllen.

Mechtildis' Eltern, an welche sich Agnes als Brautwerberin ihres Sohnes zuerst wandte, gaben mit Freude ihre Einwilligung, denn Heinrich war nicht allein als ein tapferer Ritter, sondern auch als ein edler Mann bekannt, und in jeder Beziehung geeignet, den Anforderungen zu entsprechen, welche ein edles Weib an ihren Gatten zu machen berechtigt ist, was in jener Zeit, wo die Tapferkeit des Ritterthums oft in gewaltthätige Rohheit und alle damit verwandte niedere Leidenschaften ausartete, ein nicht sehr häufiger Fall war. Mechtildis selbst, von der Bewerbung des Ritters durch ihre Eltern unterrichtet, erbat sich die zur Ueberlegung des für das ganze Leben entscheidenden Schrittes von den Anforderungen ihrer Zeit gebotene Bedenkzeit, was Heinrich und seine Mutter als gutes Vorzeichen der Gewährung deuten durften. Sie begaben sich, bis dieselbe abgelaufen wäre, nach Falkenstein zurück, wo sie vernahmen, daß Konrad von Hohenfels seit Kurzem anwesend sey.

Heinrich bangte vor dem Zusammentreffen mit seinem Vater: auf der einen Seite erkannte er es als Pflicht, der Stimme Gottes und der Natur gehorchend, dem Urheber seiner Tage Ehrfurcht zu bezeigen, auf der andern aber konnte er den Vater nicht von dem Manne trennen, der gegen sein eigenes Vaterland die Waffen geführt hatte; zugleich aber fühlte er sich seiner gegen ihn im Kampfe bei Mühldorf, wenn gleich unwillkührlich, begangenen Schuld bewußt. Zu seiner großen Verwunderung fand er

aber bei der ersten Zusammenkunft, daß nun mit seinem Vater eine große Veränderung vorgegangen war. Dieser war nicht allein in körperlicher Beziehung verhältnißmäßig sehr gealtert, sondern legte auch — ob es Schein oder Wahrheit sey, konnte Heinrich nicht sogleich erkennen — ganz andere Gesinnungen an den Tag, als er früher immer durch seine Thaten bewiesen hatte. Er forschte, was bisher niemals der Fall gewesen war, nach den Lebensbegebenheiten seines Sohnes, und schien diesem eine Theilnahme zu schenken, welche Heinrich glücklich gemacht haben würde, wenn er nicht besorgt hätte, diese Theilnahme entspringe aus einer andern Quelle, als aus der plötzlich erwachten Liebe des Vaters zu dem Sohne, oder aus einer gänzlichen Sinnesänderung. Da aber auch andere Anzeichen deutlich zu erkennen gaben, daß in des alten Ritters Innerem eine völlige Umwandlung vorgegangen war, da er besonders oft gerne mit Mönchen verkehrte und die Pflichten der Religion getreu erfüllte, da faßten Agnes und ihr Sohn die freudige Ueberzeugung, daß der Himmel ihr Gebet erhört und ihrem Gatten und Vater die Gnade der Rückkehr in den Schooß der Kirche und damit zu allem Guten habe angedeihen lassen. Ein ganz anderes Leben begann nun im Schlosse Falkenstein, und war es vorher der Geist des Bösen und des Lasters, der in jenem Theile der Burg herrschte, welchen Konrad von Hohenfels abgeschieden von Gattin und Sohn bewohnte, so vereinigten sich nun alle Theile derselben

zu einem friedlichen, der Frömmigkeit und dem Wohlthun gewidmeten Stillleben.

Als am 11. November 1260 Herzog Ludwig von Bayern sich wieder, und zwar nicht mit einer englischen Königstochter, sondern mit Anna, Herzog Konrad's von Schlesien in Glogau Tochter, vermählte, da fanden große Festlichkeiten in München statt, zu welchen die Edelsten des Landes geladen waren. Auch Agnes von Hohenfels und ihr Sohn Heinrich wohnten denselben bei, und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß Mechtildis von Nußperg, welche mit ihren Eltern ebenfalls anwesend war, sich erklärte, Heinrich's von Hohenfels Gattin werden zu wollen. Die Vermählung wurde für das darauffolgende Frühjahr festgesetzt. Heinrich's und seiner Mutter Freude darüber war um so größer, da sie Mechtildis nun in eine durch gleich gute Gesinnungen einige Familie einführen konnten.

Herzog Ludwig hatte gewollt, daß die Vermählung seines treuen Begleiters und Jugendfreundes mit allem Pompe in seiner Residenz München statt finde, allein Heinrich's einfacher und frommer Sinn zog es vor, den Eintritt in einen Stand, mit welchem so viele und so wichtige Pflichten verbunden sind, der Würde desselben gemäß ohne großen äußerlichen Prunk zu feiern, und da Mechtildis, seine Braut, von gleichen Gesinnungen beseelt war, so wurde die Vermählungsfeier geräuschlos auf dem Schlosse Nußperg begangen, indem die kirchliche Fest-

lichkeit, der Segen, mit welchem die Kirche den Bund des Brautpaares weihte, als die Hauptsache dabei betrachtet wurde.

Die Neuvermählten sind, wie wir wissen, in den Grundsätzen des Christenthums erzogen worden, und es darf uns daher um ihr künftiges Schicksal nicht bangen: verleiht ihnen der Himmel glückliche Tage, sie werden sich ihres Glückes nicht überheben, sondern es weise genießen; sollte ihnen aber die Vorsehung Prüfungen senden, so werden sie im Hinblick auf das ewige Leben die Leiden des zeitigen zur innern Reinigung und als eine Brücke zu gebrauchen wissen, welche sie über den sturmbewegten Strom des irdischen Daseyns sicher an das Ufer des jenseitigen himmlischen Vaterlandes führt.

Achtes Kapitel.

Konrad's von Hohenfels Buße.

Um diese Zeit verursachte eine Sekte, von Italien sich auch nach Deutschland verbreitend, viel Aufsehen und Unruhe. Das Uebermaß von Grausamkeit, Habsucht und Sittenlosigkeit, welches sich in vielen Theilen Italiens offenbarte, war denen, die von Gemüth fromm geblieben, ein Gräuel, manchem Aengstlichen ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens. Strenge Buße, meinten sie, sey die erste und nächste Pflicht. Aus dieser Ueberzeugung entsprang die Sekte der Flagel-

lanten oder Geißler. Diese Sekte bestand aus einer Bruderschaft schwärmerischer Büßer, die von den Hüften aufwärts nackt gingen und nur das Haupt verhüllten. Mit starken Riemen, in deren Enden harte Knoten eingeknüpft waren, schlugen sie sich in Erinnerung an Christi Geißelung dergestalt, daß sie Ströme Blutes vergossen. Solche Strenge erschien anfangs sehr Wenigen einladend, und es fehlte nicht an Spottreden über das ganze Thun; bald aber griff das Gefühl innerer Sündhaftigkeit und die Hoffnung, sie auf jene Weise abzubüßen, so um sich, daß nicht bloß Geringe, sondern auch Vornehme, nicht bloß Männer, sondern auch Frauen sich an die Geißler anschlossen, und zwar in großer Zahl, und diese vermehrte sich bis zu zehntausend, die umherzogen, von schwärmerischen Priestern geführt, welche Kreuze und Fahnen vorantrugen. Alle Musik hörte auf, alle Lustgesänge verstummten vor dem allgemeinen Rufe: „Heilige Maria, Herrin, nimm uns Sünder auf und bitte Jesum Christum, daß er uns verschone!“ Lasterhafte gelobten, sich zu bessern, Wucherer und Räuber gaben den ungerechten Gewinn zurück, Beleidiger überreichten selbst den Beleidigten das Schwert, damit sie sich rächen möchten. Diese aber machten davon keinen Gebrauch, sondern söhnten sich aus, und selbst von Obrigkeitswegen wurden, so milder Stimmung nachgebend, viele Verbannte zurückgerufen und viele Gefangene freigelassen. Die Geißler betrachteten demnach die Geißlungen als Sühnung der Sünde.

Die Geißelung Jesu Christi und das Beispiel der Apostel und Martyrer ließen die freiwillig übernommenen Geißelungen nicht nur als Büßungen, sondern auch als verdienstliche Werke ansehen, wodurch nicht allein für Solche, welche diese Abtödtung an sich verübten, sondern auch für Jene, für welche man sie Gott aufopferte, Verzeihung der Sünden zu erlangen sey. Man führte Beispiele an, daß durch solche Bußwerke Verdammte aus der Hölle erlöst worden seyen, und Unwissenheit und Aberglaube haschten begierig diese Mährchen auf. Von Perugia, wo angeblich diese Geißelungen ihren Anfang nahmen, verbreiteten sie sich über den größten Theil Italiens, Tausende zogen aus einer Stadt in die andere, auf den Straßen und in den Kirchen lagerte die Menge singend und sich geißelnd. Damit die erste Anregung noch bedeutsamer erscheine, erzählte man, ein Knabe in der Wiege, oder ein heiliger, durch höhere Gesichte geweihter Einsiedler habe solche Bußweise anbefohlen.

Allmählich aber, wie es zu geschehen pflegt, gesellte sich zu der ursprünglichen Zerknirschung und Demuth der Stolz auf diese Demuth. Abgesehen von aller innern Besserung setzte man alleiniges und genügendes Verdienst darein: daß man sich geißle, sich nackt in Koth oder Schnee herumwälze, oder was sonst der Aeußerlichkeiten oder Verkehrtheiten mehr waren. Unsere Buße, sagten die Flagellanten, die gewöhnliche Weise des Gottesdienstes verachtend, ist besser, als thörichtes Geschrei; — und leicht

reihte sich hieran der Tadel oder das bestimmte Verwerfen der kirchlichen Obrigkeiten und der anerkannten Lehre.

So dringend die Kirche auch Buße und Abtödtung empfiehlt, so konnten doch die Grundsätze, auf welche sich die Geißler stützten, und die Art und Weise, wie sie Buße wirkten, ihre Billigung nicht erhalten, und der Papst erklärte sich, um größeren Mißbräuchen vorzubeugen, gegen dieses ohne die Zustimmung der Kirche begonnene, gesetzlos fortschreitende Treiben. Eben so wenig fand es die Billigung der Fürsten; die öffentliche schamlose Entblößung beleidigte die guten Sitten, das Umherschwärmen gab zu aufrührerischen Bewegungen und frechen Ausschweifungen aller Art Anlaß, und das abgedrungene Almosen setzte die ruhigen Bewohner in eine nicht unbeträchtliche Contribution. Viele derselben, und unter ihnen besonders Herzog Ludwig von Bayern, erließen daher strenge Verordnungen gegen diesen Aufzug der Geißler und gegen die Theilnahme der Landesbewohner an denselben.

Auf ihrem Zuge durch Deutschland war eine Schaar dieser Fanatiker auch in den bayerischen Wald und in den Flecken Falkenstein gekommen, der, wie wir wissen, an dem Fuße des Berges lag, auf welchem sich die Burg erhob. Trotz des Verbotes des Herzogs hatten sie zahlreiche Anhänger gefunden, und der Haufe drohte, einer Lawine gleich, immer mehr an Ausdehnung zu gewinnen. Heinrich, treu den Geboten der geistlichen und

weltlichen Obrigkeit, war entschlossen, das Umsichgreifen der Sekte, so weit seine Macht reichte, zu verhindern, und begab sich auf das Gemach seines Vaters, um mit ihm die dazu dienlichen Maßregeln zu verabreden. Wie wunderte er sich nun, als dieser ihm entschieden entgegen trat und die Geißler unbelästigt wissen wollte. „Ein großer Sünder," sagte er, „muß große Buße thun, und es ist zu beklagen, daß der heilige Vater, vielleicht von einigen Unregelmäßigkeiten, die sich Einzelne der Geißler zu Schulden kommen ließen, bewogen, ihnen seine Billigung versagen zu müssen glaubte. Wer wie ich in seinem tiefsten Innern überzeugt ist, wie nöthig die Buße ist, der wird das Unternehmen der Geißler-Brüderschaft für eine große Erscheinung ansehen, und es, durch die dagegen erschienenen Verbote gehemmt, wenn auch nicht fördern, aber doch auch nicht hindern wollen."

Heinrich erkannte aus diesen Worten seines Vaters, daß dessen Bußfertigkeit das rechte von der Kirche gebilligte Maß zu überschreiten drohe, denn die Kirche mußte wissen, wie weit sich die Buße des Sünders zu erstrecken habe; sie hatte die der Geißler als eine tadelnswerthe erkannt und damit allen Gläubigen die Vorschrift gegeben, wie sie sich dabei zu verhalten hätten. Er hielt es daher für gerathen, seinen Vater durch dessen Beichtvater über diesen Punkt belehren zu lassen, was er gleich am darauffolgenden Tage veranlassen wollte.

Inzwischen trieben die Geißler ihr Unwesen im

Flecken Falkenstein und in den umliegenden Ortschaften; manche der Bewohner ließen sich von ihnen bethören, die meisten aber, von der Kanzel über die neue Irrlehre gehörig belehrt, bedauerten die Irrenden und waren froh, als sie wieder abzogen. Zu gleicher Zeit, als die Fremden die Gegend verließen, verschwand Konrad von Hohenfels, ohne eine Anzeige hinterlassen zu haben, wohin er sich begeben. Dieses war zwar früher oft geschehen, aber seitdem er ein neues Leben begonnen, hatte er Falkenstein nicht wieder verlassen, und seine Entfernung erregte, nachdem er auch nach Verlauf von mehreren Tagen nicht wieder zurückgekehrt war, um so größere Unruhe bei Agnes und Heinrich, da des alten Ritters Gesundheitszustand in letzter Zeit ein sehr hinfälliger war. Auf allen Burgen, wo Konrad sonst wohl einzukehren pflegte, wurde Nachfrage gehalten; aber alle Nachforschungen blieben fruchtlos.

Ein Monat war auf diese Weise den Bewohnern von Falkenstein in Angst und Sorge verflossen, als ein Bauer aus der Gegend, der, von gleichem Bußgeiste getrieben, sich den Geißlern angeschlossen hatte und nun an seinen häuslichen Herd zurückkehrte, nach Falkenstein die unerwartete Nachricht brachte, der alte Ritter befinde sich bei den Flagellanten und treibe das Bußwerk mit einem Eifer, dem er demnächst unterliegen werde, und in der Nähe von Passau, wo der Zurückgekehrte die Bußbrüder verlassen, habe er, von den strengen Uebungen völlig erschöpft, auf einer Ritterburg Zuflucht nehmen müssen.

Bestürzt machte sich Heinrich sogleich auf, um seinen Vater aufzusuchen, und fand ihn endlich im Sterben begriffen. Konrad von Hohenfels hatte eben die Sterbsakramente erhalten und empfing, auf einem Ruhebette hingestreckt, seinen Sohn mit mildem Lächeln. Die sonst so tief eingeprägten Anzeichen einer leidenschaftlich bewegten Seele waren von seinem Gesichte verschwunden und einer Art von Verklärung gewichen, welche sein nahes Ende, aber auch den tiefen Frieden verkündete, der noch vor demselben in seine Seele gekommen war.

„Ich habe nicht gehofft, Dich vor meinem Ende noch einmal zu sehen, mein Sohn," sagte der Sterbende mit schwacher Stimme, „aber Gott ist gnädig, indem er den letzten Akt meines Bußeifers, den ich mir auferlegt hatte, einsam und ferne von Euch zu sterben, nicht angenommen und es gefügt hat, daß Du Zeuge meines reuigen Todes seyn solltest. Vernimm daher noch meine letzten Bekenntnisse:

„Ich habe während meines Lebens viel Böses gethan, viel Unrecht begangen. Gott, so hoffe ich, hat es mir zwar verziehen, aber es wird mir jenseits des Grabes zum Heile gereichen, wenn Du ununterbrochen durch gute Thaten die Spuren der bösen, die ich verübt, zu vertilgen suchst. Deine Wege, ich weiß es, waren bisher schon immer die Wege des Guten, die Wege des Rechten gewesen, aber Du hast Viel für mich gut zu machen und mußt daher Deinen Eifer verdoppeln. Ich fühle mich nicht stark genug, Dir die ganze Geschichte

meines Lebens mitzutheilen, es war, mit einem Worte, ein lasterhaftes; aber über einen Zeitpunkt desselben kann ich nicht so schnell weggehen, sondern ich muß dessen bestimmter Erwähnung thun.

„Als bei dem Turniere, das zur Feier der Vermählung Herzog Heinrich's in Landshut stattfand, auf Geheiß des Herzogs mein Wappenschild berührt wurde, — der Turniervogt dasselbe herabstoßen ließ und mich dadurch von der Theilnahme an dem Ritterspiele ausschloß, da verließ ich, Rache brütend, die Stadt. Anstatt daß ich mir die erlittene Schmach, die ich durch meine unchristliche, unritterliche Lebensweise nur allzuwohl verdient hatte, zur Warnung dienen ließ und den Weg des Bösen verließ, faßte ich tausend Pläne, dem Herzoge zu zeigen, daß ein Hohenfels sich nicht ungerächt beleidigen lasse. Jahre vergingen, ohne daß sich mir eine günstige Gelegenheit dazu dargeboten hätte; aber die Zeit heilte die Wunde nicht, die mir beim Turniere in Landshut geschlagen worden war, und der finstere Dämon der Rachsucht ließ mir keine Ruhe, bis er Genugthuung erhalten würde.

„Da befand ich mich einst auf der Burg eines böhmischen Ritters, wo unter Genossen gleicher Gesinnung ein Leben geführt wurde, das jeder Tugend Hohn sprach und alle verdammenswerthen Laster zu seinem Zwecke gewählt hatte. Wir waren eben von einem Zuge zurückgekehrt, der die Burg eines Feindes meines Gastfreundes in Asche gelegt und seine Knechte erschlagen hatte, und trunken von der

Heldenthat, in der Zehn gegen Einen gekämpft hatten, ruhten wir aus von dem ehrlichen Tagewerke und ließen öfter als jemals die Humpen kreisen; da traf ein Bote von König Ottokar ein, der seine Vasallen zum Kampfe gegen den Bayernherzog aufbot. Mit einem Jubel sonder Gleichen wurde die Botschaft empfangen, neue Humpen kreisten und die Trinksprüche galten dem Siege der Böhmen und dem Verderben Bayerns. Heldenthaten ohne Zahl verübten im Voraus die trunkenen Ritter, und Zwirsna, unser Gastfreund, wandte sich mit den Worten an mich: „Eine bessere Gelegenheit, Hohenfels, die beim Turniere in Landshut Euch zugefügte Schmach blutig zu rächen, findet Ihr nicht; stellt Euch also in die Reihe der Feinde Herzog Heinrich's und vergeltet ihm den Uebermuth, den er gegen Euch geübt, — seyd der Unsrige!“ Wohl fuhr es mir wie ein Blitz durch die Seele, daß es Verrath am eigenen Vaterlande sey, wollte ich der Aufforderung Zwirna's Folge leisten, aber der Geist des Bösen war zu mächtig in mir, als daß das Licht jenes Blitzes diese Mahnung an Sitte und Pflicht mich zum Besseren hätte bestimmen können; sein Glanz erlosch und ich bekräftigte auf Ritterwort und Eid, daß mein Schwert gegen Herzog Heinrich gekehrt seyn solle.

„Das Heer König Ottokar's brach über die bayerische Grenze, mit Brand und Blut seinen Weg bezeichnend, und ich befand mich an der Spitze einer Reiterschaar bei demselben. Bis auf zwei Stunden

von Landshut drangen die Böhmen vor, und das schöne Bayern schien unrettbar eine Beute Ottokar's werden zu müssen, als die Sache plötzlich und unerwartet eine ganz andere Wendung nahm.

„Die Liebe zu Fürst und Vaterland, eine Tugend, welche wohl keinem Völkerstamme eigener ist, als dem der Bayern, schuf Wunder, ganz Bayern erhob sich zum Schutze des Thrones seiner Fürsten und des eigenen Herdes, und mit bedenklichen Blicken schaute König Ottokar von der Anhöhe herab, auf der er lagerte, in das Thal nieder, das sich von Stunde zu Stunde immer mehr mit wehrhaften Männern füllte. Als nun aber auch Herzog Ludwig der Strenge mit zahlreicher Heeresmacht wie auf Windesflügeln aus seiner Pfalz am Rhein dem Bruder zu Hilfe heranstürmte und das bayerische Heer jetzt das böhmische an Stärke überbot, da gab Ottokar sein Spiel verloren und suchte nur Zeit zu gewinnen, um sein Heer unbeschädigt wieder nach Böhmen zurückzuführen. Er traf daher im Stillen Anstalten zur Umkehr und erbat sich, die Feier des bevorstehenden Festes vorschützend, kurze Waffenruhe. In der dazwischen liegenden Nacht sollte der Abzug geräuschlos und von den Bayern unbemerkt geschehen.

„Gottes Vorsehung hatte es aber zum Triumphe Bayerns anders beschlossen. Die Absicht des Königs ward den Bayernherzogen kund, und das böhmische Heer war noch im Abzuge begriffen, als das bayerische in dichten Schaaren über dieses herfiel und es in die Flucht trieb. Bei Mühldorf stellte ich

mich, da alles floh, an der Spitze meiner Reiter einer bayerischen Reiterschaar entgegen, um dem Könige Ottokar Zeit zu verschaffen, über die Brücke zu entkommen. Ich gedachte des Tages in Landshut; mit Muth drang ich in die Feinde ein, die Böhmen stürzten mir nach und ein heftiger Kampf begann, der von beiden Seiten mit erbitterter Tapferkeit geführt wurde. Da stieß ich auf den Anführer der Bayern, einen Ritter von Deiner Gestalt, Heinrich, der sich weniger durch körperliche Stärke, als durch ausnehmende Gewandtheit auszeichnete, mit der er meinen Streichen auszuweichen und die Gelegenheit zu erspähen wußte, mich mit Erfolg anzugreifen. So geschah es, daß er mir in einem unbewachten Augenblicke mit einem gewaltigen Schwertstreiche, für den er seine ganze körperliche Kraft aufgespart zu haben schien, den Helm spaltete und ich betäubt vom Pferde stürzte. Schnell rafften die Böhmen mich auf und flohen. Noch gerade zur rechten Zeit erreichten sie mit mir die Brücke und das jenseitige Ufer des Inns. Ich war zwar nicht schwer verletzt, aber der Schwertstreich des bayerischen Ritters hatte mein Gehirn so gewaltig erschüttert, daß ich den Gebrauch meiner Geisteskraft gänzlich verlor.

„Als ich endlich wieder zu einer Art von Bewußtseyn gelangte, befand ich mich in der Zelle eines Klosters; ein Mönch saß neben meinem Lager, welcher im leisen Gebete begriffen war. Ich strengte mich an, mir zu erklären, was mit mir vorgegangen

und wie ich hieher gekommen sey. Meine Erinnerungen tauchten, eine nach der andern, wieder auf bis zu dem Augenblicke, in welchem ich, von dem Schwerte des bayerischen Ritters getroffen, vom Pferde stürzte.

„Der neben meinem Lager sitzende Mönch hatte alle meine Bewegungen mit aufmerksamem Blicke beobachtet, und als ich ihn nun anredete, da stand er schnell auf, beugte sich mit einem frommen Lächeln über mich und bezeichnete meine Stirne mit dem heiligen Kreuze. Er ward nun mit Fragen überschüttet, und von ihm erfuhr ich, daß die fliehenden Böhmen mich im Kloster zu Altötting zurückgelassen hatten, damit man meiner pflege. Die Pflege der guten Mönche wurde mir auch mit solcher Sorgfalt zu Theil, daß ich nicht allein körperlich, sondern auch geistig genas, wie Du hören wirst. Vier Monate lang befand ich mich in einem Zustande völliger Geistesabwesenheit, wie mir der Mönch sagte; ich ging wie ein Träumender umher und war willenlos, wie ein Kind, in welchem das Licht der Vernunft noch nicht angefacht ist. Man hatte die Hoffnung schon aufgegeben, daß meine Geisteskräfte jemals wieder erwachen würden, als, wie erwähnt, mein Bewußtseyn plötzlich zurückkehrte, was ich gewiß nur der liebevollen Pflege der guten Mönche und ihrem frommen Gebete zu danken habe.

„Ich habe Dir gesagt, daß alle Erinnerungen in mir wieder erwacht seyen. Aber wie qualvoll waren mir nun diese Erinnerungen! Alle die bösen Thaten, die ich verübt, erschienen mir nun in ihrem

wahren Lichte; ich litt die schrecklichste Qual, welche ein böses Gewissen nur immer zu bereiten vermag, und war in großer Gefahr, jetzt erst recht und für immer den Verstand darüber zu verlieren. Doch auch für diese Krankheit der Seele besaßen die frommen Männer, die so treu für meinen Körper gesorgt hatten, ein unfehlbares Heilmittel, und fürwahr, die Wunder, welche die Kirche allenthalben zu wirken pflegt, zeigen sich nirgends augenfälliger, als bei dem Sünder, welcher sich bekehrt. Der Sturm, der in seinem Innern tobt, legt sich, so wie ihm die Kirche im Namen Gottes Verzeihung verkündet, sein Gewissen schweigt, Ruhe und Friede kehren in sein Inneres zurück, er hat einen ganz andern Menschen angezogen und von dem alten ist keine Spur mehr vorhanden. Dieses Glück ist auch mir zu Theile geworden, und wie neu geboren an Körper und Geist verließ ich die heilige Stätte, wo dieses Wunder an mir gewirkt worden.

„Als die Geißler in Bayern erschienen, da trieb es mich, ihre Bußwerke zu theilen, denn ein größerer Sünder konnte niemals gewesen seyn, als ich einst war, und ich glaubte nicht genug thun zu können, um Gott mit mir zu versöhnen. Bald überzeugte ich mich, daß den Bußübungen dieser Leute eine andere Absicht zu Grunde liege, die sich weder mit der christlichen Demuth, die bei den meisten nur eine scheinbare war, noch mit einer Buße überhaupt vereinbaren lasse; ich sah ein, daß die Kirche ihre Sekte mit Recht verdammt habe; aber meine Absicht war

rein, und die Bußübungen, die ich anstellte, hatten bloß den Zweck, mir die zeitliche Strafe aufzuerlegen, damit der Himmel mich einst mit der ewigen verschone. Meine körperliche Kraft hielt jedoch nicht gleichen Schritt mit meinem Eifer, und ich erlag endlich. Gott wolle mir gnädig seyn. Mit diesen Worten auf den Lippen sterbe ich. Er sey stets mit Dir, mein Sohn, bringe Deiner Mutter meinen letzten Gruß; sie möge all' das Böse verzeihen, das ich gegen sie verübt habe; — betet für die Wohlfahrt meiner Seele!"

Diese Erzählung Ritter Konrad's von Hohenfels, welche wir unsern Lesern in unterbrochenem Zusammenhange mittheilen, hatte den Kranken viele Anstrengung gekostet. Oft unterbrach er sie erschöpft, um sich wieder zu erholen, oft sprach auch Heinrich dazwischen, seinen Vater bittend, sich Ruhe zu gönnen. Bald nachdem er ausgesprochen hatte, wurde der Sterbende unruhiger, ein kalter Schweiß trat auf seine Stirne, und alle Vorzeichen kündigten an, daß er bald vollendet haben werde. Inzwischen trat einer der Mönche ein, welcher, den Zustand des Ritters gewahrend, die Sterbegebete über ihn sprach, — wenige Minuten noch, und Konrad von Hohenfels' Seele kehrte in den Schooß des himmlischen Vaters zurück, der ihm, so war zu hoffen, die Gnade wird haben angedeihen lassen, die er der ernsten Buße niemals versagt.

Nachdem Heinrich am Todtenbette seines Vaters die Pflicht des Sohnes erfüllt und den guten Mönchen

des Klosters für die demselben gewidmete Pflege seinen Dank bewiesen hatte, traf er Sorge, daß der Leichnam nach Falkenstein geführt werde nnd kehrte selbst dahin zurück.

Neuntes Kapitel.

Abermals Krieg gegen König Ottokar von Böhmen.

Anderer weniger bedeutenderen Streitigkeiten nicht zu gedenken, gab es in jener Zeit einen folgeschweren Zwiespalt in der Kirche von Salzburg. Seit zehn Jahren hatte der streitbare Philipp den Sitz des Erzbisthums inne, ohne priesterliche Weihe empfangen und begehrt zu haben. Auf Befehl des Papstes, der diese Regelwidrigkeit nicht dulden konnte, hatten die Domherren statt seiner den Bischof von Sekau, Ulrich, zum Erzbischofe gewählt. Philipp, ein kühner Mann, der Niemanden wich, von seinem Bruder, Herzog Ulrich von Kärnthen, unterstützt, behauptete jedoch seine Würde mit Gewalt und Glück. Zwar waren Absetzungsbullen, Bannflüche und Interdikte gegen ihn erschienen, aber er kümmerte sich in seiner festen Stadt Salzburg nicht viel um sie, sondern herrschte von da aus über das erzbischöfliche Gebiet, als wenn es sein Eigenthum wäre. Die Domherren hatte er bis auf vier aus der Stadt verjagt, und den Mönchen von St. Peter und den Frauen auf dem Nonnenberg

befohlen, die Kirchen der Bürgerschaft zu öffnen und den Gottesdienst zu halten ohne alle Rücksicht auf das Interdict. Nun rief Ulrich den Bischof von Passau zu Hilfe, und auch der Papst gebot ihm, wider den ungehorsamen Philipp zu Felde zu ziehen. Ulrich selbst begab sich nach Steyermark, in welchem Lande das Erzbisthum Salzburg sehr beträchtliche Besitzungen hatte, und wußte durch pfandweise Uebergabe der salzburgischen Stadt Peltau den Ungarnkönig Bela, Schwiegervater des Herzogs Heinrich von Niederbayern, für seine Sache zu gewinnen. Mit Hilfe desselben und salzburgischer Lehenritter hoffte er, Philipp zu vertreiben. Gegen fünfhundert Reiter zogen im Herbst 1258 über den Tauern von Rastadt nach Werfen. Beim Passe Lueg stießen sie auf Philipp's Milizen, und da zu gleicher Zeit auch der Herzog Ulrich von Kärnthen ihnen nachsetzte, so erlitten sie in der Gegend von Rastadt eine gänzliche Niederlage. Wenige, worunter der Bischof Ulrich, retteten sich nach Steyermark. Im Jahre 1259 schickte König Ottokar, welcher bereits mit dem Gedanken umging, Steyermark den Ungarn zu entreißen, dem Erzbischof Hilfstruppen; im darauf folgenden Jahre, als die Ungarn ihm den Krieg erklärten, schlug er sie am Flusse March und zwang sie zur Abtretung Steyermarks.

Als im Jahre 1262 Papst Urban das Erzbisthum und dessen rechtmäßigen Besitzer Ulrich dem Schutze des Königs Ottokar übergab, verdroß dieses den bisherigen Schutzherrn Herzog Heinrich

von Bayern dergestalt, daß er unverzüglich den zu Mühldorf wohnenden Ulrich mit Kriegsleuten angriff und sich unter großen Verwüstungen, nach Art der damaligen Kriege, aller salzburgischen Lande in dieser Gegend bemächtigte. Auf seiner Seite standen die Freiherrn von Weißbach, mächtige Vasallen des Erzstiftes und Anhänger Philipp's. Sie bewogen den Herzog, die Stadt Salzburg, wo sich Ulrich eingeschlossen hatte, selbst anzugreifen und zu belagern. Ein Theil derselben, der am rechten Salzachufer gelegen, ging während der Belagerung in Rauch auf; den andern Theil konnte Heinrich nicht nehmen. Wohl aber besetzte er das ganze Salzachthal und legte oberhalb der Stadt Hallein eine Burg an, welche die ganze Gegend beherrschte und die Straße sperrte.

Im folgenden Jahre erschien er wieder und griff den Bischof Philipp an, der sich nach Vertreibung Ulrich's der Stadt bemächtiget hatte. Philipp wurde vom König Ottokar und selbst vom Papste unterstützt, der mit Ulrich unzufrieden seyn zu müssen, Ursache zu haben glaubte. Die Belagerung dauerte mehrere Wochen lang. Ulrich und die ihm anhängenden Ministerialien traten nun wieder auf die Seite des Herzogs. Alle Dörfer um die Stadt herum wurden rein ausgeplündert; wenn sich die Landleute zur Wehre setzten, wurden sie gemordet und ihre Wohnungen in Brand gesteckt. Das so schöne Land war eine weite mit Aschenhaufen angefüllte Einöde. Als nun aber eines Tages

bei ganz heiterem Himmel ein Blitzstrahl vor dem Zelte des Herzogs niederfuhr, gerieth er so in Schrecken, daß er, die Mitwirkung himmlischer Mächte fürchtend, auf der Stelle die Belagerung aufhob und sich auf Besetzung der in Bayern gelegenen festen Plätze beschränkte. Doch bekam Ulrich, den er wieder in Schutz genommen hatte, in der Stadt die Oberhand über Philipp, den Schützling Ottokar's.

Es war leicht vorauszusehen, daß diese Streitigkeiten einen größeren Krieg zwischen Ottokar und Heinrich selbst herbeiführen mußten, da dieser nicht nachgab und die alten Rechte der bayerischen Herzoge auf die Schirmvogtei von Salzburg nicht aufgeben, aber auch der kriegslustige Ottokar das, was ihm der Papst zugesprochen, nicht wieder herausgeben wollte. Zwar konnte dieser nicht bewirken, daß Papst Clemens IV. (Urban's Nachfolger), den abgesetzten Philipp wieder einsetzte, doch kam ein anderer mit diesem Papst verabredeter Plan zur Reife. Ladislaus, ein Sohn von Ottokar's Schwester Anna, Herzogin von Schlesien, welchen auf seine Empfehlung die Passauer Domherrn zum Bischofe gewählt hatten (im April 1265), sollte dieses Bisthum an seinen Oheim Peter, Domherrn von Breslau, abtreten und dafür vom Papste das Erzbisthum Salzburg erhalten. Herzog Heinrich erfuhr von dem Plane nichts, bis von Rom die Ernennungsbullen kamen, und Ottokar als Schutzherr an der Spitze österreichischer und böh-

mischer Kriegsleute die beiden Fürstbischöfe in ihre Residenzstädte einführte. Die Passauer und noch mehr die seit vielen Jahren geplagten Salzburger waren mit dieser von Ottokar und Papst Clemens IV. ausgehenden Maßregel zufrieden: sie hofften die lang entbehrte Ruhe von zwei einander befreundeten Bischöfen.

Nicht eben so Herzog Heinrich von Bayern. Er kündigte König Ottokar den Krieg an. Im Jahre 1266 begannen die Gräuel desselben auf drei Punkten zu gleicher Zeit. Ottokar wollte einen lang ausgesonnenen Hauptstreich ausführen und sich des ganzen Niederlandes von Bayern bemächtigen, ehe Heinrich sich sammeln und Widerstand leisten könnte. Während eine Schaar Steyerer und Salzburger über das verbrannte Reichenhall an den Inn vordrang und eine Abtheilung Oesterreicher von Passau her in Bayern einrückte und das Kloster Aldersbach anzündete, führte Ottokar die Hauptarmee über Cham schnell an die Donau bis Regensburg, dessen Bischof mit dem Bündnisse gegen Bayern war. Dem Kriegsgebrauch der Böhmen gemäß wurden von Cham bis Regensburg alle Dörfer ganz ausgeleert und dann angezündet, namentlich widerfuhr dieses Loos den Flecken Nittenau und Regenstauf. Viel Volk kam ums Leben durch das Schwert, durch Hunger und Pest. Im Monat August erreichte der König die Stadt Regensburg, hielt sich aber nur zwei Tage darin auf. Ein allgemeiner Mangel an Lebensmitteln und das Kriegsheer Her-

zog's Heinrich, welches von Landshut her gegen die Donau vorgerückt und diesen Fluß in der Gegend zwischen Straubing und Passau bereits passirt hatte, zwang ihn zum eiligen Rückzug. Verfolgt von den Bayern, erreichte das böhmische Heer hart und nach beschwerlichen Märschen die Grenzstadt Eger; die Bayern nahmen und verwüsteten sie und verfolgten noch weit gegen Prag hin die fliehenden Horden. An der untern Donau gingen sie über die Ilz, nahmen die Neustadt bei Passau, die Stadt Velden im Mühlviertel und schlossen die Stadt und Festung Passau ein. In der Nacht des 30. Oktobers öffnete der bayerisch gesinnte Theil der Bürgerschaft dem Herzog Heinrich ein Thor. Sogleich drangen die Bayern durch dasselbe in die Stadt ein und verbreiteten sich schnell, unter Begünstigung der Nacht, in allen Gassen, erbrachen die Canonicalhöfe und viele andere Häuser, und wo sie Widerstand fanden, brachten sie ums Leben, was sich widersetzte. Unter den Todten waren viele vornehme Herren, Vasallen und Minister des Erzbischofs.

Solche Rache nahm der Herzog an den Passauern, weil sie den König Ottokar in seinem ungerechten Angriffe unterstützt hatten, und gab ihnen dann auf ihr Bitten den Frieden. Auch mit Salzburg und Regensburg wurde im nämlichen Jahre noch der Friede hergestellt; mit Ottokar aber kam er erst im folgenden Jahre 1267 zu Stande unter nicht aufgezeichneten Bedingungen. Wahrscheinlich gab Ottokar nach und ließ dem Herzoge Heinrich seine Rechte auf Salzburg.

Herzog Ludwig nahm an diesen Kriegen wenig thätigen Antheil. Er hielt sich größtentheils während derselben in der Rheinpfalz, in Schwaben, Franken und Oberbayern auf. In seiner Umgebung befand sich beständig sein Neffe Konradin, wie wir wissen, ein Sohn seiner Schwester Elisabeth, der Gemahlin König Konrad's IV., welche, wie erwähnt, den Grafen Meinhard von Görz geheirathet hatte. Der Geschichte dieses jungen Prinzen und seines unglücklichen Endes müssen wir einen größeren Raum in unserer Erzählung gönnen, da mit Konradin das Geschlecht der Hohenstaufen, welches eine so große Rolle in der Geschichte Deutschlands gespielt hatte, erlosch und der junge Prinz wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem erlauchten Stamme der Wittelsbacher als ihm angehörig betrachtet werden muß. Außerdem ist diese Geschichte in jeder Beziehung geeignet, die Theilnahme der Leser zu gewinnen, und wir zweifeln daher nicht, daß ihnen eine weitläufigere Ausführung derselben angenehm seyn wird.

Zehntes Kapitel.

Konradin in Italien.

Konradin betrachtete Herzog Ludwig den Strengen wie seinen Vater, und dieser trug auch väterliche Sorgfalt für ihn, denn er ließ ihn gut

erziehen und angemessen unterrichten, so daß er z. B. gut und fertig Latein reden lernte. Doch waren für ihn noch ganz andere Erziehungs- und Entwicklungs mittel bei der Hand: zuvörderst die Natur, deren heitere und belebende Einwirkung der zarte Jüngling an den schönen Ufern des Bodensees tief empfand und in Liedern aussprach, dann die Erinnerung an das tragische Schicksal der Hohenstaufen, welches selbst Unempfindliche rührte, und daher ihn um so mehr ergreifen mußte; endlich Freundschaft, geschlossen in aller Unbefangenheit und Herzlichkeit der Jugend mit dem nur um drei Jahre ältern Friedrich von Oesterreich. Dieser, der letzte Nebenzweig der alten Babenberger, ein Sohn Markgraf Herrmann's von Baden und der österreichischen Gertrud, stammte gleich Konradin im sechsten Gliede von Agnes, der Tochter Kaiser Heinrichs IV., und entbehrte, wie Konradin, des väterlichen Erbes und der ehemaligen Macht seines Hauses. Beide, in gleicher Jugend, gleichen Leiden, gleichen Hoffnungen erzogen, mußten sich finden und vereinen für Leben und Tod.

Schon im Jahre 1257 hatte Herzog Ludwig seinem Neffen vom König Richard die Belehnung mit dem Herzogthum Schwaben, so wie es seine Voreltern besaßen, erwirkt; aber das Königreich Neapel verlieh der Papst, der es als ein Lehen des römischen Stuhles nach dem Lehenrechte geben konnte, wem er wollte, an den Grafen von Provence, Karl von Anjou. Als im Jahre 1264 König Richard

nach verlorener Schlacht von den englischen Baronen gefangen wurde, und damit eine königliche Regierung in Deutschland bis auf den letzten Schein verschwand, machte der Herzog mehreren Fürsten Deutschlands den Vorschlag, Konradin auf den deutschen Thron zu erheben. Allein der Papst widersetzte sich nicht nur der Wahl, sondern verbot sogar den Fürsten des Reiches, Konradin in Erwerbung von Reichsgütern auf irgend eine Weise zu unterstützen, oder auch nur für den Jüngling vormundschaftliche Sorge zu übernehmen, indem von dem Geschlechte, von welchem er abstamme, für die Kirche Gottes und das Wohl der Menschheit nichts Ersprießliches zu hoffen sey: Stamm und Geschlecht ständen der Erhebung Konradin's entgegen; jeden Laien, der für ihn wirke, treffe Bann und Verlust aller Kirchenlehen und aller Wahlrechte auf vier Geschlechter hinab, der Geistliche sey entsetzt ohne weitere Untersuchung und Rückfrage. Bei solchem Ansspruche des Oberhauptes der Kirche mußte man, wenn auch nicht unzählige andere Hindernisse eingetreten wären, jenen Gedanken aufgeben.

Nun richteten sich Konradius und seines Oheims Blicke nach Italien; aber dazu bedurfte es großer Summen Geldes, und diese streckten ihm seine beiden Oheime, die Herzoge Ludwig und Heinrich von Bayern vor. Dafür nahmen sie die Besitzungen Konradin's pfandweise in Besitz und ließen sich von ihm versprechen, daß er ihnen im Falle kinderlosen Todes sein sämmtliches eigen-

thümliches Gut überlassen und sich bemühen wolle, daß sie auch alle Lehen bekämen. Nur für seine künftige Gemahlin und zu frommen Zwecken behielt er sich vor, noch andere Bestimmungen treffen zu dürfen. Seiner Mutter überwies er für die 2000 Mark Silber (48,000 fl.), die sie als Widerlage von Hohenstaufischen Gütern zu fordern hatte, die Güter Ammergau, Schongau, Peutingau und Möringen.

Hoffnungen, die er hegte, das Erbgut seiner Voreltern in Italien wieder an sich zu bringen, wurden in ihm auf alle Weise genährt: Pisa versprach Geld und Mannschaft, gleich günstig erklärten sich Siena, Verona und Pavia. Viele Edle eilten zu ihm nach Deutschland und stellten dem Jünglinge so beredt, als der Wahrheit getreu vor, wie ungünstig Apulien und Sizilien gegen Karl von Anjou gestimmt sey, und daß ohne Zweifel Alle bei dem ersten Anschein äußerer Hilfe sich laut für ihn, ihren rechtmäßigen Herrn erklären würden. Nicht minder wünschten die nur durch ihre Zerstreuung ohnmächtigen Gibellinen (die Anhänger der Hohenstaufen) einen neuen Vereinigungspunkt sehnlichst herbei, und sogar Karl wirke eigentlich mehr für als gegen Konradin, indem er durch sein Verfahren diesem alle Herzen gewinne. Schnell werde sich jede nach Italien geführte Macht daselbst verstärken und aller Schein von Tollkühnheit der Unternehmung verschwinden, wenn überhaupt von Tollkühnheit die Rede seyn könne, wo man sein Recht gegen den Ungerechten verfechte.

Dieß und Aehnliches ward für den Zug nach Italien angeführt, während Konradin's Mutter beharrlich widersprach: die Gefahr sey gewiß, der Erfolg zweifelhaft. Dürfe sie ihren einzigen Sohn den offenen Angriffen, den heimlichen Nachstellungen fremder Völker und boshafter Herrscher aussetzen, um künstlich berechneter Möglichkeiten eines äußeren Erfolges willen? Italien habe die Hohenstaufen immerdar tückisch angelockt und ihnen Kraft und Blut ausgesogen. Sollte sich der Letzte dieses Stammes nicht vielmehr warnen als verführen lassen, nicht ein mäßiges Besitzthum in dem heitern Schwaben vorziehen jenem seinem Geschlechte nun einmal ungünstigen Boden? nicht das Leben mit redlichen deutschen Freunden und Lehensmannen vorziehen dem Bekämpfen feindlich, dem ängstlichen Bewachen zweideutig Gesinnter, dem überall mit Zerstörung begleiteten Abmühen nach einem unerreichbaren Ziele?

Aber alle diese für die Mutter mit Recht so bedeutenden Gründe verloren ihr Gewicht vor dem Jünglinge, welcher der Jugend seines Großvaters Friedrich II. gedacht und sich freute, eben so früh den großen Beruf eines Mannes gefunden zu haben! Auch gab ja Herzog Ludwig, der Vormund und Oheim, der ernste besonnene Mann, dem Zuge Beifall und wollte, gleichwie Konradin's Stiefvater, der Graf Meinhard von Görz, daran Theil nehmen; es strömten ja von allen Seiten Ritter und Mannen herbei, um des hochverehrten Kaiserhauses letztem Sprossen mannhaft beizustehen.

Im Herbste des Jahres 1267 zog Konradin wohl mit 10,000 Begleitern über die Alpen und erreichte Verona am 20. Oktober. Der Beherrscher dieser Stadt, ein Gibelline, hatte den Fürsten eingeladen und empfing ihn auf's Feierlichste. Gesandte von vielen Städten trafen ein und berichteten, wie groß die Freude aller Gibellinen sey, und erneuten und vermehrten die früheren Zusicherungen. Alles versprach mithin den günstigsten Erfolg, und Karl von Anjou, wie der Papst erschracken über des Hohenstaufen mächtigen Auftritt.

Allein wie immer sahen die Italiener in seiner Macht nur eine Partei, gegen welche eine andere Macht, nämlich wiederum nur eine Partei, aufgestellt werden müsse. Ferner bemerkten alle gar bald, daß Konradin an Geld und Gut nichts zu vertheilen habe, oder etwaiger Lohn erst die Folge siegreicher Anstrengungen seyn könne.

Noch Traurigeres aber, als diese in Italien gewöhnlichen Erscheinungen, erlebte der Jüngling an vielen Deutschen. Die Noth und der Geldmangel wurden nämlich in Verona so drückend, daß viele Waffen und Pferde verkaufen mußten, oder weil sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sahen, über die Alpen zurückkehren wollten. Auch Herzog Ludwig von Bayern und Graf Meinhard von Görz mußten überwiegender Gründe wegen nach Hause zurückkehren, und die Zahl der Mannschaft, über welche Konradin zu gebieten hatte, schmolz von zehntausend auf dreitausend zusammen.

Doch verlor Konradin den Muth nicht und mochte sich damit trösten, daß eine kleine, aber getreue Schaar im Kriege mehr werth sey, als eine große zweifelhafter Gesinnung, und daß sie auf jeden Fall leichter besoldet und ernährt werden könne. Auch überzeugten sich die Gibellinen, sie müßten eigene Anstrengungen übernehmen, wenn nicht ihre ganze Hoffnung vereitelt werden solle. Endlich gereichten ihnen mehrere Ereignisse im mittleren und südlichen Italien zu großer Unterstützung. Der Papst zuvörderst war unzufrieden nicht bloß mit der Regierungsweise König Karl's im Innern, sondern auch mit der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten; denn nicht allein nach Italiens Herrschaft streckte der Unzufriedene seine Hände aus, sondern auch schon nach Afrika und Griechenland.

Mündliche und schriftliche Aufforderungen, welche Papst Clemens an die Städte erließ, Konradin in seinem tollkühnen Unternehmen, das zu keinem guten Ende führen könne, nicht zu unterstützen, überzeugten nur Diejenigen, welche ohnehin des Papstes Ansicht theilten; mehr Gemüther gewann Konradin durch seine Schönheit, Jugend, Gewandtheit, Beredsamkeit und seine auf gutes Recht gegründete fröhliche Hoffnung. Deßhalb und weil Konradin weder Warnungen, noch Vorladungen, noch den Befehl, Italien binnen Monatsfrist zu räumen, im Geringsten berücksichtigte, steigerte Clemens, von der Erinnerung an so manches Unrecht bewogen, was die Hohenstaufen gegen den päpstlichen Stuhl

verübt hatten, seine Maßregeln gegen ihn und seine Anhänger. Karl von Anjou traf jedoch, da er verletzbar und verhaßt war, mancher Unfall, der seinem Gegner Konrad zu Statten kam. So erklärte sich Heinrich von Castilien, ein Sohn Ferdinand's III. und der Beatrix von Hohenstaufen, einer Tochter Kaiser Philipp's, welcher zum Senator von Rom gewählt worden war, zu Gunsten Konradin's, ja er ließ hohenstaufische Fahnen von allen Mauern und Thürmen der Stadt wehen. Dazu gesellte sich der Aufstand der Saracenen in Luceria, welche unter den Hohenstaufen weit mehr Freiheit genossen hatten, als dieß unter Karl der Fall war, und endlich landete Konrad Capece, welchen Konradin schon in Deutschland zum einstweiligen Statthalter Siciliens ernannt hatte, mit 800 Söldnern auf dieser Insel und verbreitete auf derselben Aufforderungen zum Abfalle von Karl und zur Anerkennung Konradin's.

Diese Aufforderungen und andere Schriften, worin Konradin sein Recht auf das Königreich zu beweisen suchte, machten auf die Sicilianer um so größeren Eindruck, da sie sich noch mehr als die Neapolitaner beleidigt glaubten, daß ihnen der Papst nach Willkür einen König setzen und dieser Neapel zur Hauptstadt erheben wolle, da ferner der Druck hier nicht geringer und die alte Anhänglichkeit an die Hohenstaufen noch groß war. Karl's Statthalter in Sicilien glaubte am Klügsten zu thun, die Neuangekommenen so bald als möglich anzugreifen.

Das Vertrauen auf sein zahlreiches Heer täuschte ihn aber, denn während des Treffens schwenkten die Sicilianer plötzlich hohenstaufische Fahnen, wandten die Waffen gegen die Franzosen, schlugen sie gänzlich und erbeuteten ihr Lager. Messina, Palermo, Syrakus, die stärker besetzten Städte, blieben zwar noch in französischer Gewalt, aber der größte Theil des übrigen Landes erklärte sich für Konradin.

Inzwischen gelangte Konradin ungehindert nach Pavia, welches nur geschehen konnte, daß das sonst welfisch gesinnte Mailand heimliche Gibellinen in seinen Mauern hatte und der Widerstand der Mailänder dadurch entkräftet wurde. Ihrem Beispiel folgend blieb auch der lombardische Städtebund unthätig. Doch der Weg nach Rom und Tuscien, welchen die dem Papste und König Karl anhängigen Städte beherrschten, war noch nicht offen. Da gelang es Konradin, zu Wasser nach Pisa zu kommen. Auch seine Landmacht kam unter Leitung Herzog Friedrich's von Oesterreich daselbst an, und alle wurden von den Pisanern mit Jubel empfangen. Fortschritt um Fortschritt erfolgte, und Konradin kam endlich vor Rom an.

Hier hatte der Senator Heinrich von Kastilien Anstalten getroffen, ihn aufs Feierlichste, ja wie einen Kaiser zu empfangen und empfangen zu lassen. Wohl geordnet und bewaffnet, mit Kränzen und Blumen geschmückt, zogen die Männer den Ankommenden entgegen und führten sie von hier zur Stadt, wo die schönsten Frauen und Jungfrauen

Roms, in gleich gekleidete Schaaren abgetheilt, den Jüngling mit Gesang, Tanz und Musik der mannichfachsten Art empfingen. Hierauf wandte sich der Sieges- und Prachtzug bei der Burg des Crescentius vorbei, die Straßen hinauf zum Kapitol. Und die Straßen boten einen Anblick dar, wie man ihn noch nie gesehen, sie erschienen zauberischen Bogengängen ähnlich; denn wetteifernd hatte man in buntester Abwechslung alle Häuser und Fenster ausgeschmückt und Lorbeerzweige und Blumengewinde, kostbare Tapeten, seidene, purpur- und golddurchwirkte künstlich in einander geschlungene Zeuge, zwischen welchen Edelsteine und Kostbarkeiten aller Art noch heller hervorglänzten, über die Straßen gezogen.

Als Konradin endlich das Kapitol erreicht hatte und da stand in jugendlicher Heiterkeit und Schönheit, umgeben von so vielen Fürsten und Edlen, da stieg der Jubel des Volkes aufs Höchste, und es war kein Wunder, wenn sich die Führer in solchem Augenblicke des Sieges und Glückes für so gewiß hielten, daß sie schon in Gedanken Belohnungen, Besitzungen und Lehen vertheilten.

Während der Zeit, als Konradin nach Rom zog, schiffte die Pisanische Flotte nach Sicilien und ankerte bei Milazzo. Beide Parteien rüsteten sich zu einer Seeschlacht und Landschlacht zugleich. Erstere fiel glücklich für die Pisaner aus, und letztere unterblieb, da sich die Franzosen in Folge der auf dem Meere erlittenen Niederlage nach Messina zurückzogen. Unfehlbar wäre auch dieses in die Gewalt

der Pisaner gefallen, wenn nicht der Wind sich plötzlich gewendet und die Pisaner gezwungen hätte, mit der Flotte nach Kalabrien zu segeln. Dessen ungeachtet konnte man Pisana für gewonnen halten, denn die pisanisch-hohenstaufische Flotte beherrschte ohne Nebenbuhler das Meer, die französischen Landsoldaten fanden einstweilen nur unsichern Schutz hinter den Mauern abgeneigter Städte, und aus Apulien Hilfe zu senden verhinderte der Mangel an Schiffen, der täglich wachsende Aufruhr und die Annäherung des durch alle diese glücklichen Ereignisse doppelt ermuthigten und gestärkten Konradin.

Am 18. August brach er von Rom auf und suchte über unbesetzte Berge in denjenigen Theil des apulischen Reiches einzubrechen, wo er von vielen ihm heimlich verbündeten Edlen und von den ihm leidenschaftlich zugethanen Saracenen den größten Beistand erwarten konnte. Sein Heer, aus 9000 Mann Deutschen, Italienern und Spaniern bestehend, traf bei Skurkola auf der palentinischen Ebene auf das nur 6000 Mann starke Heer Karl's, dessen linker Flügel durch Berge, der rechte aber durch Höhen gedeckt war, welche Stellung einen Angriff auf dasselbe erschwerte. Dennoch rückten Konradin's Schaaren, als sie die Franzosen erblickten, zum Kampfe gleichsam herausfordernd vorwärts; da die Franzosen aber nicht, wie sie wünschten, in die Ebene herabkamen, kehrten sie in ihr Lager zurück.

Konradin theilte nun sein Heer in zwei Haupttheile: der erste bestand aus Spaniern, geführt von Heinrich von Castilien, aus Lombarden, geführt vom Grafen Galvan Lancia, und aus Tusciern, geführt von dem pisanischen Grafen Gerhard Donoratiko. Den zweiten Haupttheil bildeten die Deutschen, an deren Spitze sich Konradin und Friedrich von Oesterreich selbst stellten.

Unter Anleitung Erard's von Valery, eines eben so klugen als tapfern Ritters, wurde das französische Heer in drei Theile getheilt. Die erste Schaar, aus Provenzalen bestehend, sollte mehr gegen den Fluß Salto wirken, die zweite, Franzosen, die Abhänge des Lagerhügels decken, von der dritten, aus achthundert auserwählten und vom Könige und Valery selbst befehligten Rittern gebildet, endlich die Entscheidung kommen. Zu dem Zwecke stellte Valery die letzte Schaar heimlich in dem Engthale am Fuße des Berges Felice auf, so daß man sie einer Senkung des Bodens und vieler Bäume wegen weder in dem konradischgesinnten Orte Alba noch in Skurkola sehen konnte. Um aber in der Schlacht nicht vermißt zu werden, vielleicht auch, um sich persönlich zu sichern, befahl der König, daß der Marschall Heinrich von Cousance, welcher ihm an Gestalt und Haltung ähnlich war, die königlichen Waffen und Abzeichen anlege.

Hierauf eilte die erste Schaar in die Ebene hinab und hoffte den Uebergang der Feinde über den Salto zu verhindern, oder die etwa herüber-

gekommenen vereinzelt zu besiegen, aber beides mißlang nicht allein, sondern sie sahen sich auch von den Spaniern und Lombarden, welche durch mehrere aufgefundene Furthen des Salto vordrangen und ihnen an Zahl und Tapferkeit überlegen waren, so gewaltig angegriffen, daß sie sich in der größten Unordnung in die Flucht begaben, und vom Prinzen Heinrich von Castilien rastlos auf dem Wege gegen Aquila verfolgt wurden. — In dem Augenblicke, wo das Gefecht diese üble Wendung nahm, rückte die zweite französische Schaar unter Heinrich von Cousance zur Hilfe vorwärts, ward aber sogleich von Konradin und den Deutschen dergestalt empfangen, daß sie nach kurzem Widerstande und nach dem Tode ihres Führers in nicht geringerer Verwirrung als die erste Schaar entfloh.

König Karl, welcher schon bei jenem ersten Unfalle aus seinem Hinterhalte hervorbrechen wollte, gerieth bei diesem verdoppelten Unglücke so außer sich, daß er vor Schmerz und Zorn weinte, und es thöricht und schändlich zugleich nannte, auch nur einen Augenblick länger der Vernichtung seines Heeres unthätig zuzusehen. Aber Valery hielt ihn fast mit Gewalt zurück und sprach: „Was willst Du mit dieser geringen Schaar ausrichten gegen die Ueberzahl tapferer und durch ihren Sieg doppelt ermuthigter Deutschen? Bleib, bis sie sich, keinen Feind mehr erwartend, nach ihrer Weise der Ruhe und dem Plündern ergeben, dann wollen wir sie überfallen und vernichten.“

Ungern ließ sich der König zurückhalten, denn in der That, wenn die Deutschen irgend eine Ahnung oder Nachricht von jenem Hinterhalte hatten oder erhielten, wenn sie auch nur eine kurze Zeit wachsam und geordnet blieben, so wurde der Rath Valery's die nothwendige Ursache eines unausweichbar nothwendigen Untergangs. Leider aber gewann er sein kühnes Spiel, denn Konradin und die Seinigen waren der festen Ueberzeugung, nicht allein alle Feinde seyen besiegt, sondern auch der König getödtet. Sie überließen sich rücksichtslos ihrer Freude, sammelten und vertheilten die Beute, entwaffneten sich zur Erholung von den schweren Anstrengungen dieses langen und heißen Sommertages, oder badeten auch wohl zur Erquickung in den kühlen Fluthen des Salto.

„Jetzt ist es Zeit!" sprach Erard von Valery, und mit solcher Kühnheit und Schnelligkeit brachen hierauf die französischen Reiter aus ihrem Hinterhalte hervor, daß die Deutschen, welche überdieß die Nahenden anfangs für Freunde hielten, die vom Verfolgen zurückkehrten, keine Zeit hatten, sich zu waffnen oder zu ordnen, oder auch nur die Brücke über den Salto zu decken. Vielmehr drangen die Franzosen bis in das Lager von Skurkola vor und sprengten alle nach allen Seiten so auseinander, daß jede Bemühung Konradin's oder anderer Häupter, sich irgendwo zu sammeln und zu setzen, vergeblich blieb.

Nunmehr wollten auch die Franzosen verfolgen

und plündern, aber vorsichtiger als die Anführer der Deutschen hielt sie Valery an der Stelle beisammen, wo jene gestanden hatten, denn er ahnte, daß noch nicht alle Gefahr vorüber sey. Heinrich von Castilien nämlich, welcher die Provenzalen nur zu weit verfolgte, und sich dann seitwärts wendend selbst das französische Lager eingenommen hatte, hegte, als er von den Anhöhen auf das Schlachtfeld hinabsah, nicht den mindesten Zweifel, daß alle Feinde zerstreut wären und Konradin siegreich in seinem Lager stehe. In diesem Sinne sprach er freudig und beredt zu seinen Begleitern; dann rückten alle vorwärts, um sich mit ihren Siegesgefährten zu vereinigen. Indem sie aber der alten Lagerstatt bei Skurkola näher kamen, erschien Einzelnes, was sie bemerkten, erst unerklärbar, dann bedenklich, bis man zu der schrecklichen Gewißheit dessen kam, was mittlerweile geschehen war. Doch verlor Heinrich, als ein ächter Kriegsmann, die Gegenwart des Geistes nicht, sondern sprach: „Hat sich das Glück nach so günstigem Anfange von uns gewendet, so kann es sich, wenn wir tapfer fechten, auch wieder zu uns wenden.“ In geschlossenen, wohlgeordneten Reihen zog er den Franzosen entgegen, welche der Zahl nach geringer, ermüdet und minder gut gerüstet waren. Sie zögerten deßhalb mit dem wenig Glück versprechenden Angriff, als wieder ein Vorschlag Valery's aus der Noth half. „Alles kommt darauf an,“ so sprach er, „daß wir die festen, gefährlichen Ordnungen unserer Gegner auflösen.“

zu dem Zwecke begab er sich nach leichtem Angriffe mit dreißig bis vierzig Reitern scheinbar auf die Flucht, es folgten immer mehrere und mehrere, so daß die Spanier, ihres Sieges gewiß, ihre Reihen öffneten und den Fliehenden nachsetzten. In diesem sehnlichst erwarteten Augenblicke wandte sich Valery, und gleichzeitig griff Karl mit den übrigen an. Allerdings überraschte und verwirrte dieß die Spanier; indeß einigten sie sich doch von Neuem und widerstanden um so glücklicher, als man sie wegen ihrer starken Rüstungen mit dem Schwerte gar nicht verwunden konnte. Deßwegen wurde angeordnet, wie bei Turnieren sie mit der Lanze aus dem Sattel zu heben, welche, obgleich unerwartete Kampfweise das Gefecht wohl noch lange unentschieden gelassen hätte, wenn nicht die Zahl der sich wieder sammelnden Franzosen von Augenblick zu Augenblick stärker geworden wäre. Da mußte endlich auch Heinrich von Castilien fliehen, und nach so mannigfachem, täuschendem Wechsel war die Schlacht für die Franzosen gewonnen. Sie fällt auf den in der Geschichte durch so viele außerordentliche Ereignisse bezeichneten Tag des heiligen Bartholomäus.

Noch an demselben Abend erstattete König Karl dem Papst einen Siegesbericht und äußerte am Schlusse: Ob und wohin Konradin, Friedrich von Oesterreich und Heinrich von Castilien geflüchtet, wisse man nicht; doch hätten einige des Letztern Pferd unter den erbeuteten erkannt.

Heinrich war nach Montekassino entkommen

und erzählte dem Abte, daß die Franzosen besiegt seyen; aus der ganzen Haltung und Umgebung aber schloß dieser auf das Gegentheil, nahm den Prinzen gefangen und überlieferte ihn auf Befehl des Papstes an König Karl; jedoch nicht eher, als bis dieser versprach, daß er — seinen Verwandten nicht tödten wolle!

Zehntes Kapitel.

Konradin's und seiner Freunde Hinrichtung.

Konradin, Friedrich von Oesterreich, Graf Eberhard von Pisa, Graf Lancia, dessen Söhne und mehrere Edle flohen nach Rom und hofften, im Andenken der ihnen vor kurzer Zeit bewiesenen höchsten Theilnahme hier thätige Hilfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Montefeltro sie freundlich und ehrenvoll empfing, obgleich Einzelne, deren Schicksal an das ihrige festgeknüpft war, in der alten Gesinnung beharrten, so zeigte doch die immerdar wankelmüthige Menge hier so viel Gleichgültigkeit, dort so viel Furcht, daß man das Aergste erwarten mußte, sobald sich, wie schon verlautete, die Orsini, Savelli und andere früher vertriebene Guelfen, oder gar König Karl der Stadt nähern würden. Deßhalb eilte Konradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere, in der Hoffnung, wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa, Sizilien zu erreichen und von dieser ihm befreundeten Insel aus

den Kampf gegen Karl zu erneuern. — Schon waren alle auf einem Fahrzeug in die See gestochen, als der Herr Astura's von dem Geschehenen Nachricht erhielt, und aus Kleidung, Sprache, bemerkten Kostbarkeiten u. s. w. die nahe liegende Folgerung zog, daß die Eingeschifften angesehene, von Skurkola her fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute seyn müßten. Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche dem erhaltenen Befehle gemäß verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schrecken; als sie aber auf die Frage: „Wer ist der Herr von Astura?" zur Antwort erhielten: „Johannes von Frangipani", so faßten sie neues Zutrauen, denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt wie diese.

Von Kaiser Friedrich II. und seiner Mutter Konstanze erhielt Otto Frangipani, Johannes' Großoheim, und Emanuel, sein Großvater, die ansehnlichsten Besitzungen im Neapolitanischen, welche ihnen auch während der Streitigkeiten mit den Päpsten nicht entzogen wurden. Dem Vater Johannes' und einem Vetter desselben kaufte der Kaiser ihre Güter ab und gab sie ihnen dann unentgeldlich als Lehen zurück; er zahlte ihnen ferner große Summen für den Schaden, welchen sie bei Unruhen in Rom erlitten hatten, und baute von seinem Gelde ihre Häuser und Thürme wieder auf. Endlich hatte Johann Frangipani selbst vom Kaiser den Ritterschlag erhalten,

wodurch unter ritterlich Gesinnten ein heiliges Verhältniß begründet wurde.

Dieser trostreichen Betrachtung stand andererseits freilich auch Bedenkliches entgegen: Johannes' Großmutter gehörte zur Familie des Papstes Innocenz II.; nach Kaiser Friedrich's Tode hatte die Familie Innocenz IV. gehuldigt, und ein Frangipani — dessen mochte sich Friedrich von Oesterreich ängstlich erinnern — sollte ja dessen Oheim, Herzog Friedrich den Streitbaren meuchelmörderisch umgebracht haben.

Wohin sich aber auch das Gewicht der Gründe und Gegengründe neigen mochte, es gab keine Wahl, man mußte der Gewalt nachgeben. Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich — denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachtheilig — zu erkennen, und forderte ihn, an alle jene Wohlthaten erinnernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrich's Enkel und zur Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf, dafür ihm Belohnungen zu Theil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen und wünschen könne. Johannes Frangipani folgte den Schlechteren unter seinen Vorfahrern, welche ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend nur um äußerer Vortheile willen, sich bald auf die Seite der Kaiser, bald auf die Seite der Päpste gestellt hatten. Anstatt mit raschem Edelmuthe den Unglücklichen aus den Händen seiner Verfolger zu retten, mochte er überlegen, daß Konradin zwar viel geben wolle, aber nichts zu geben habe, aber

König Karl zwar geizig sey, ihm jedoch bei einer solchen Gelegenheit wohl etwas Bedeutendes abgepreßt werden könne. Vielleicht beruhigte sich Johann auch, wie so viele Gemüther, deren Schwäche ihrer Schlechtigkeit gleichkommt, mit dem irrigen Wahne, es sey noch immer Zeit, einen freien letzten Entschluß zu fassen.

Schon hatten sich aber mittlerweile Nachrichten von dem Geschehenen verbreitet, Robert von Lavena, Karl's Flottenführer, umlagerte herzueilend das Schloß, in welchem die Gefangenen aufbewahrt wurden, und hoffte durch dessen Einnahme die wegen des Verlustes der Seeschlacht bei Messina verlorne Gunst des Königs wieder zu erwerben. In dessen Namen versprach der Anführer einer ebenfalls hieher gesandten Reiterschaar an Frangipani den größten Lohn für rasche Auslieferung Konradin's und seiner Gefährten; man bedrohte ihn dagegen mit dem Tode, wenn er Verräther irgend beschütze.

In solchen Wechselfall gesetzt, bedachte sich Frangipani um so weniger, da er die Schande seiner That jetzt mit dem Vorwande erlittener Gewalt zuzudecken hoffte; er schloß eiligst den ehrlosen Handel ab und übergab die Gefangenen ohne sichernde Bedingung für Geld und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Enkel Kaiser Friedrich's durch Kampanien hindurch in die Hauptstadt seines Reiches geführt. Ihm sollte kein Leides geschehen, versicherten Täuschende oder Getäuschte in König Karl's

Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sey, zeigte sein Benehmen in allen Theilen des Reiches.

Nicht bloß Diejenigen, welche öffentlich für Konradin aufgestanden waren oder die Waffen ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt, sondern Jeder, der nur irgend einen Wunsch für ihn ausgedrückt, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt oder mit einem seiner Freunde geredet hatte. Man nahm ferner nicht bloß Vornehme und Anführer um deßwillen in Anspruch, sondern die aus Habsucht verhängte Einziehung der Güter ging hinab bis auf Bürger und Bauer, bis zu einem heillosen Wechsel unzähliger Besitzer des Grundeigenthums. Und fast müßte man Diejenigen glücklich nennen, welche nur mit ihrem Gute, nicht mit ihrer Person büßten. So ließ Karl mehreren Römern, die ihm früher gefolgt waren, jetzt aber in Konradin's Heer gefochten hatten, die Füße abhauen und sie dann, die Folgen der Kundwerdung solcher Grausamkeit fürchtend, in ein Gebäude zusammenbringen und dieses anzünden. Wenn man aber auch diesen letzten, fast unglaublichen Bericht zu verwerfen geneigt ist, immer bleibt des Erwiesenen, des Aehnlichen nur zu viel übrig, und wie der Herr, so die Knechte!

Die Bürger in Potenza ermordeten alle konradinisch gesinnte Adelige, in der Hoffnung, sich dadurch zu retten; allein dieser Frevel half ihnen so wenig, als Bitten und Flehen: ihre Stadt wurde

geplündert, ihre Häuser zerstört und viele zum Tode verurtheilt. Auch Alba, welches während der Schlacht seine Theilnahme an Konradin's Fortschritten nicht verhehlt hatte, ward zerstört, und zwar auf eine Weise zerstört, daß bis auf den heutigen Tag Niemand durch die beispiellos wilden Ruinen ohne Furcht und Entsetzen hindurchgehen kann.

Die Einwohner von Korneto hatten den Anhängern Konradin's französische Pferde übergeben und beriefen, als sie den Ausgang der Schlacht bei Skurkola erfuhren, die Urheber dieser Maßregel auf das Schloß, als wollten sie dasselbe eifrigst schützen und vertheidigen. Aber während des Abendessens wurden Jene, die Edelsten und Tüchtigsten unter den Bürgern, hundert und sechs an der Zahl, gefangen, gebunden und an den König geschickt. Hundert und drei ließ er sogleich aufhängen, drei sandte er, man wußte nicht warum, nach Melfi. Aber diese, welche alle ihre Freunde verloren, welche auf dieser Erde nichts mehr zu hoffen hatten, stürzten sich in einen Abgrund und endeten, ihren Brüdern freiwillig folgend, ihr Leben.

Am längsten widerstand Luceria, so daß nur Wenige von den Saracenen dem Tode durch's Schwert oder durch Hunger entgingen; die Christen, welche ihnen Hilfe geleistet, wurden ermordet.

Aehnlich waren die Ereignisse in Sicilien. Der Fall Konradin's entmuthigte seine Anhänger, wogegen die Franzosen unter Wilhelm l'Etendart

Verstärkung erhielten. Dieser nahm Augusta durch Verrath, ließ aber nachmals die Verräther niedermetzeln wie die Verrathenen. Weder Stand, noch Alter, noch Geschlecht ward irgendwo geschont. Noch hielt sich Konrad Kapece in Kontorbe mit Deutschen und Tusciern, da versprachen die letztern gegen Sicherheit ihrer Personen die Auslieferung ihres Anführers. Kapece stand an der Hauptkirche, als er die Verschwornen nahen sah, und redete sie also an: „Ich kenne eure Absicht und will mich gern für euch opfern, aber sehet euch wohl vor, ob eure Rettung gewiß ist, denn der Muth zu Freveln wächst mit der Macht, und leicht dürfte die französische Treulosigkeit nach meinem Fall auch Jeden von euch vertilgen."

Jene antworteten: „Herr, wir vermögen nicht, uns Alle zu retten, aber Euere Auslieferung wird die Meisten befreien; darum widerstrebet nicht. Und auch Ihr erhaltet vielleicht Verzeihung, denn der Anführer der Franzosen, Wilhelm l'Etendart, versprach alles irgend Mögliche zu thun, wenn er Kontorbe einnehme ohne Schaden seines Heeres." Als Konrad sah, daß er die Treulosen zu keinem andern Beschlusse vermögen könne, setzte er sich auf sein Pferd und ritt schweigend hinab in das französische Lager. Unverzüglich ließ ihm hier l'Etendart die Augen ausstechen und ihn dann bei Katanea, an einer öden Stelle des Meeresufers, aufhängen. Zwei seiner Brüder, durch große Schönheit und Tapferkeit gleich ausgezeichnet, litten in Neapel auf Befehl König **Karl's** gleiches Schicksal.

Der Papst, welcher sich über die Niederlage Konradin's im Anfange gefreut hatte, erkannte gar bald, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert hatte, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine eben so würdige als dringende Weise zur Milde gegen seine Gefangenen, sowie zur Besserung überhaupt. Anstatt aber daß Ermahnungen solcher Art Karl von seiner verwerflichen Bahn abgelenkt hätten, bestärkten sie ihn nur in seinem finstern Frevelmuthe und führten höchstens zu dem Versuche, Andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unpartheiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es jetzt, müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden; deßhalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffe er, werde der Anklage beistimmen: Konradin sey ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige und gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen des Todes schuldig.

Als die Richter diese Anklage hörten, erschracken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karl's eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen

als Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln gebietet göttliches wie menschliches Recht."

Erstaunt über diese unerwartete Erklärung wandte König Karl, das Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend, hiegegen ein, daß Konradin's Leute sogar Klöster angezündet hätten, worauf aber Guido ungeschreckt erwiderte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dieß anbefohlen haben? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Frevel wider die Kirche zu urtheilen?"

Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei, welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigkeit und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr in verdoppelter Leidenschaft jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Konradin erhielt diese Nachricht, als er eben beim Schachspiel saß; er verlor aber die Fassung nicht, sondern benutzte gleich seinen Unglücksgefährten die wenige ihm gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sey dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradin alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch vermehrt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Kapri, wo einst Tiberius, ein würdiger Vorfahrer Karl's von Anjou, frevelte.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurtheilten znm Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer harrte. Nachdem König Karl in dem Fenster einer nahen Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf des Königs Befehl:

„Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrad's Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ärnten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde

durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und Der, welcher sich durch kein Gesetz gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther das Todesurtheil gesprochen und, damit keine weitere Gefahr entstehe, sogleich vollzogen!"

Als die Anwesenden dieses sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein eben so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne Lauf lassend, hervor und sagte zu Robert von Bari: „Wie darfst Du frecher, ungerechter Schurke, einen so großen, herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; das Urtheil aber blieb ungeändert.

Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort gestatte, und er sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und

Fürsten dieser Erde, ob Der des Todes schuldig ist, welcher seine und seines Volkes Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?"

Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und Der, dessen Rührung allein hätte in That übergehen können, blieb nicht allein versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten.

Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch des Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gegen Himmel erhebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in Deine Hände!" Jetzt kniete er nieder, rief aber noch einmal sich emporrichtend aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich Dir!" Dann empfing er den Todesstreich.

Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel; auch das des Grafen von Pisa. Vergeblich hatte Graf Galvan von Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten eine größere Summe heraus. Auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht, denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen und dann erst er selbst getödtet werde. Nach diesen ermordete man noch Mehrere; wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über Tausend allmählich auf solche Weise ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzzerreißenden Thatsachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch Manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es, schoß nach Konradin's Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann wieder. Der Henker ward, damit

er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem Anderen niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben. Konradin's Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät und erhielt bloß die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar Andere jedoch wieder berichten, daß die Karmeliten aus Mitleid den Leichnam Konradin's nach Deutschland gebracht hätten u. s. w.

So viel ist gewiß, daß eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle — mögen sie nun später von reuigen Königen oder theilnehmenden Bürgern, oder auf Kosten Elisabeth's aufgerichtet worden seyn, Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern, gegen die Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgiltigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde!

König Karl, reich geworden durch unzählige Gütereinziehungen, bot jetzt, damit er doch auch einmal dankbar erscheine, seinem Retter Erard von Valery die Städte Amalfi und Sorrent; aber dieser antwortete: „Ich mag nichts von Euern Gütern; was ich that, that ich aus Liebe zu meinem Könige, dem frommen Ludwig, und zu Ehren meines Vaterlandes." Dahin kehrte er, einen Lehensherrn wie Karl verschmähend, unverzüglich zurück. Karl

ließ auf dem Schlachtfelde von Skurkola eine Abtei, Maria della Vittoria, erbauen und mit französischen Mönchen besetzen; aber Gott schien seinen Dank zu verwerfen, denn ein furchtbares Erdbeben stürzte die Gebäude so darnieder, daß kaum einzelne Bruchstücke der Mauern stehen blieben.

In ganz Europa war über König Karl's Benehmen nur ein und dasselbe Gefühl des Zornes und der Verachtung. Selbst sein eigener Bruder, König Ludwig von Frankreich, tadelte ihn streng, und der König von Aragonien schrieb ihm, er sey grausamer als Nero und habe Unschuldigen nicht einmal so viel Milde widerfahren lassen, als er in Aegypten unter Ungläubigen gefunden. Den größten Eindruck machten diese schrecklichen Ereignisse natürlich in Deutschland, aber zur Bestrafung des Urhebers fehlte es an Einheit der Kräfte und des Willens; die schmerzlichen Klagen der unglückseligen Mutter Konradin's und Friedrich's blieben ohne Erfolg, und mancher hielt den völligen Untergang des einst so mächtigen Hauses der Hohenstaufen, das über hundert Jahre die Krone der Deutschen getragen hatte, wo nicht heilsam für das Wohl das Ganzen, doch für seinen nächsten angeblichen Vortheil.

Eilftes Kapitel.

Rudolph von Habsburg.

Gemäß des von Konradin hinterlassenen Testamentes waren die Herzoge Ludwig und Heinrich von Bayern die Erben der noch übrigen hohenstaufischen Güter in Franken, Bayern, Schwaben und selbst in Italien. Auf viele derselben hatte Ludwig auch Pfandansprüche, und es war daher sehr natürlich, daß er seine Rechtsansprüche darauf geltend zu machen suchte, so wie daß auch Herzog Heinrich in demjenigen miterben wollte, was noch unverkauft war oder nach Abzug der vorgestreckten Geldsummen übrig blieb. Auch andere Fürsten und Große machten Ansprüche auf die hohenstaufische Verlassenschaft. Die Verhandlungen darüber dauerten fast ein ganzes Jahr, und wurden endlich von zehn Schiedsrichtern, welche sich auf dem Schlosse Aufhausen an der großen Laber versammelt hatten, am 29. Oktober 1269 dahin entschieden, daß Ludwig, welcher seinem Neffen Konradin große Vorschüsse gemacht (12,000 Mark oder 288,000 fl.), die Stadt Amberg, das Schloß Hohenstein, die Vogteien Vilseck, Auerbach, Plech, Hersbruck, das Schloß Neumarkt, Berngau, Donauwörth, Schwabeck, Möring sammt dem Heibisch, Schongau und alle zwischen dem Gebirge und den Flüssen Wertach und Donau liegenden hohenstaufischen Güter, Heinrich aber das Schloß Floß, Parkstein, Weiden und Adelnberg erhalten solle. Die Städte Nürnberg, Lauingen und Nörd-

lingen, die Vogtei über Augsburg und alles andere aus der Erbschaft ihnen noch zustehende Gut sollten sie gemeinschaftlich besitzen. Ueber die Vogteirechte in Augsburg erhoben sich langwierige Streitigkeiten, welche endlich durch einen Vergleich endigten. Die Rechte auf Nördlingen und Nürnberg, welcher letztern Stadt im Jahre 1219 der Kaiser Friedrich II. einen Freiheitsbrief ertheilt, ohne sie dadurch in eine Reichsstadt zu verwandeln, konnten erst in späterer Zeit geltend gemacht werden.

Wir erwähnen hier nur noch im Vorbeigehen eines wegen Erledigung des Herzogthumes Kärnthen zwischen dem König Ottokar von Böhmen und dem Könige Stephan von Ungarn, welch letzterem Herzog Heinrich von Bayern mit einer Kriegsschaar von 1000 Mann zu Hilfe kam, ausgebrochenen Krieges, der, nachdem in Folge desselben in Ungarn und Oesterreich große Verwüstungen angerichtet und viele Gräuelthaten verübt worden waren, am 21. Juni 1271 durch Friedensschluß geendiget wurde, und gehen auf jenen wichtigen Zeitpunkt über, welcher die Größe des Hauses Habsburg im deutschen Reiche gründete.

Als am 2. April 1271 König Wilhelm mit Tod abgegangen war, dachten die Fürsten Deutschlands wohl an die Wiedererwählung eines Nachfolgers, allein sie stritten dritthalb Jahre lang über die Art und Weise der Wahl und über das Recht, zu wählen. Da bei der Theilung der bayerisch pfälzischen Länder im Jahre 1255 hinsichtlich des

Herzogthumes und der damit verbundenen Churwürde nichts rechtlich bestimmt worden war, so waren schon bei Richard's Wahl (1256) zwischen den beiden Brüdern Uneinigkeiten entstanden. Beide stimmten zwar für ihn; allein es wurde nicht entschieden, ob ihre Stimmen für zwei oder nur für eine gelten sollten. Nach Richard's Tode begannen nun die Streitigkeiten von Neuem. Heinrich verlangte, weil Ludwig als Pfalzgraf am Rhein bereits eine Churstimme habe, ausschließend Titel und Wahlstimme als Herzog in Bayern, welches aber Ludwig und die andern Fürsten Deutschlands nicht zugeben wollten. Nun wandte sich Heinrich an Papst Gregor X. und bat ihn, er möchte seine Stellung unter die Wahlfürsten des Reiches mit väterlicher Gewogenheit zurechtbringen. Allein da der Papst den König Ottokar von Böhmen, Herzog von Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, den mächtigsten Fürsten Deutschlands, welcher dieser seiner Länder wegen die siebente Wahlstimme ansprach, auch dazu für berechtigt hielt, so gab er auf Heinrich's Bitte keine Antwort. So kam es, daß dritthalb Jahre lang keine Wahl zu Stande kam, und Deutschlands Lage während der Zeit sich immer mehr verschlimmerte.

Im Sommer des Jahres 1273 wurden die Unterhandlungen über diesen Gegenstand sehr lebhaft betrieben, der Papst drohte mit Einschreitung. Endlich kamen die drei geistlichen Kurfürsten überein, Ludwig den Pfalzgrafen am Rhein und Herzog in

Bayern zum gemeinsamen König der Deutschen zu wählen. Wernher, der Kurfürst von Mainz, und Engelbert, der Kurfürst von Köln, schrieben an ihn, daß sie sich alle Mühe geben wollten, die Mehrheit der Stimmen in seiner Person zu vereinigen. Dagegen sollte er ihnen versprechen, im Falle es ihnen nicht gelänge, die Fürsten des Reiches für ihn zu gewinnen, es mit ihnen zu halten und Demjenigen seine Stimme zu geben, in welchem sie Drei sich vereinigen würden. Der Wahltag wurde auf Michaeli 1273 nach Frankfurt am Main ausgeschrieben.

Alle Wahlfürsten erschienen, nur Ottokar von Böhmen und Heinrich von Bayern nicht. Jener war selbst nach der deutschen Krone lüstern, und dieser, mißgünstig über seines Bruders Ansehen im Reiche, unzufrieden mit der Theilung des Konradinischen Erbes, von welchem ihm der kleinere Theil zugefallen war, ließ sich leicht durch Ottokar's Zureden gewinnen. Die relative Mehrheit der Stimmen fiel auf Rudolph von Habsburg, worauf auch Ludwig von Bayern seinem Versprechen gemäß ihm die seinige gab und in seinem und seines Bruders Heinrich Namen, deren Stimme für eine gerechnet wurde, und im Namen aller Kurfürsten, der Vollmacht gemäß, Rudolph als König ausrief.

Rudolph von Habsburg, geboren am 1. Mai 1218, war der älteste Sohn Albrecht's IV., Grafen von Habsburg und Landgrafen von Elsaß. Bei dem Heere Kaiser Friedrich's II. zeichnete

er sich durch Muth und Geschicklichkeit aus. Nach seines Vaters Tode (1240) erbte er die habsburgischen und aargauischen Güter desselben. Um sein Gebiet nach damaliger Sitte durch kriegerische Unternehmungen zu vergrößern, unterhielt er ein kleines Heer, zusammengesetzt aus Abenteurern verschiedener Völker. Damit vertheidigte er sich gegen seine unruhigen Nachbarn und dehnte auf ihre Kosten seine Macht aus; auch ließen Manche, die ihre Fehden nicht selbst führen wollten, sie durch Graf Rudolph von Habsburg auskämpfen, welcher Entschädigung dafür in Anspruch nahm und dadurch sein Besitzthum immer mehr vergrößerte. Durch seine Vermählung mit Gertrud, Tochter Burchard's, Grafen von Homburg oder Homberg (in der Schweiz), erlangte er das Weilerthal und das Schloß Ortenberg im Elsaß. Von seiner Mutter erbte er die Grafschaften Kyburg und Lenzburg. Außerdem besaß er die Grafschaft Habsburg, einen Theil des Zürchgaues, die obere Landgrafschaft Elsaß, das Burggrafthum Rheinfelden und zerstreute Güter in Schwaben. Der tapfere Rudolph half dem Könige Ottokar von Böhmen in seinem Kriege gegen die heidnischen Preußen. Durch Klugheit, Muth, Gerechtigkeitsliebe und durch den Schutz der friedlichen Bürger gegen die Raubgier der Edlen erwarb er sich schon damals die Achtung Hoher und Niederer. Er galt für sehr lenksam und seine Hausmacht war nicht übermäßig groß, was in den Augen der Kurfürsten besonders empfehlende Eigenschaften

seyn mochten. Bei wenig einnehmendem Aeußern, — wie er denn völlig kahlköpfig und sein Gesicht durch eine übermäßig große Nase entstellt war — besaß er eine hohe Gestalt; im Ernste des blassen Antlitzes, welchen jene Freundlichkeit milderte, die den Scherz vertraulicher Kreise belebt, in der Nüchternheit und Einfalt seines häuslichen, in der Rastlosigkeit seines öffentlichen Lebens, in der Klarheit und Größe seiner Ansichten und Entwürfe schien der weltgebieterische Geist Karl's des Großen wieder in ihm aufzuleben.

Die Wahl Rudolph's von Habsburg soll längst vorbereitet gewesen seyn, und er, sonst als Anhänger Kaiser Friedrich's II., der ihn aus der Taufe gehoben hatte, von Seite des päpstlichen Hofes und der Geistlichkeit nicht begünstigt, hatte sich alle Mühe gegeben, seine guten kirchlichen Gesinnungen darzuthun, wie er andererseits den Fürsten feierlich das Versprechen gegeben hatte, daß er als Kaiser nichts ohne ihre Einwilligung thun wolle. Den Unterhändler zu seinen Gunsten machte Friedrich, kaiserlicher Burggraf in der freien Stadt Nürnberg, ein jüngerer Sohn des gräflich hohenzollern'schen Geschlechtes, Ahnherr des preußischen Hauses.

Rudolph lag eben vor Basel, dessen Bischof er belagerte, und war eben sehr ungehalten über einen mißlungenen Angriff auf die Stadt, als ihn die fröhliche Botschaft von seiner Erwählung überraschte. Die schlauen Bürger waren nämlich durch Spione von dem bevorstehenden Ueberfall unterrichtet und hatten erfahren, daß eine Partei in der Stadt

ihn unterstützen werde. Sie stellten deßhalb die Uhren um eine Stunde zurück, um so die Verschwornen in und außerhalb der Stadt in Verwirrung zu bringen, was ihnen denn auch vollkommen gelang. Zur Erinnerung hieran gingen seltsamer Weise die Basler Uhren bis zum Beginne der französischen Revolution immer eine Stunde zu spät. Jetzt vor der Herrlichkeit des neuen Kaisers beugte sich zuerst die ihm bisher feindlich gesinnt gewesene Partei in Basel, man schloß Frieden, Rudolph hielt feierlich seinen Einzug und suchte sich jetzt zunächst bei den Bürgern beliebt zu machen.

Rudolph's Krönung fand am 3. November 1273 in Aachen statt und schon drei Tage darauf vermählte er seine Tochter Mathilde, eine sehr schöne Prinzessin, dem Herzoge Ludwig von Bayern. Auch bestätigte er ihm die Konradin'schen Güter und räumte ihm noch manche andere Vortheile in den Rheingegenden ein.

Herzog Heinrich von Bayern hatte zwar nach Frankfurt Gesandte geschickt, den Pfarrer Friedrich von Landshut und den Probst Heinrich von Oetting, welche in seinem Namen der Wahl beitraten, aber mittlerweile verband er sich mit König Ottokar von Böhmen um den Preis der Grafschaft Schärding, welche derselbe noch immer besaß und nun an ihn abtrat. Beide schwuren, daß sie Rudolph nie als König anerkennen und wider männiglich sich gegenseitige Hilfe leisten wollten. Sie erschienen deßwegen auch nicht auf dem ersten Reichstage,

welchen König Rudolph nach Nürnberg ausgeschrieben hatte. Auch auf dessen zweitem Hoftag zu Würzburg erschienen sie nicht, und auf dem dritten, der zu Augsburg im Mai 1275 gehalten wurde, traten zwar ihre Abgesandten auf, aber bloß um Rudolph's Wahl zu bestreiten. Ottokar begehrte Ungültigkeit von Rudolph's Wahl und Anerkennung des böhmischen Kurrechtes; der Herzog von Niederbayern gleichermaßen, auch, daß Ludwig, sein Bruder, hinfort auf den Namen eines Herzogs zu Bayern und das Stimmrecht bei Königswahlen verzichte. Ihm möge, sprach er, die Pfalzgrafenwürde genügen. Auf die Einwendung, daß Herzog Heinrich zur Wahl nicht beigezogen worden, that König Rudolph den Ausspruch, er sey durch seinen Bruder Ludwig vertreten worden, indem die beiden pfalzbayerischen Stimmen nur für Eine gelten könnten.

Heinrich's Erbitterung erreichte nun den höchsten Grad, und sowohl er, als Ottokar verweigerten die Lehennahme und wurden dann, gemäß den Gesetzen des Reiches, in die Acht und ihrer Reichslehen verlustig erklärt. Um sie zu vollziehen bot Rudolph alle Fürsten Deutschlands auf und verband sich mit dem König Ladislaus von Ungarn und dessen Bruder Andreas. Beide nahm er an Kindesstatt an und verhieß den ungarischen Magnaten Vortheile des deutschen Reiches; alle waffneten für ihn, zum Theile schon aus altem Haß gegen Ottokar.

Das Bedauerlichste war nur, daß der Pfalzgraf Ludwig gegen seinen eigenen Bruder zu Felde ziehen und das eigene Stammland verheeren sollte. Er setzte deßhalb alle Triebfedern in Bewegung, um den Herzog Heinrich von einem so verderblichen Bündnisse abwendig zu machen. Besonders viele Mühe gab sich der Erzbischof Friedrich II. von Salzburg, ein geborner Bayer aus dem Geschlechte der Grafen von Leonberg und Dornberg, welchen wegen seiner Anhänglichkeit an Rudolph Ottokar zu Anfang des Jahres 1275 mit Krieg überzogen und der Stadt Friesach in Kärnthen beraubt hatte. Die salzburgischen Truppen befehligte Hartwich von Preising; auf 40,000 Mark (fast eine Million Gulden) wird der Schaden gerechnet, welchen die Böhmen dem Erzbischof durch Brand und Plünderung verursacht haben. In einem Brief an Rudolph sagt er, der König möge ja den Herzog Heinrich nicht vernachläßigen, sondern um jeden Preis ihn mit seinem Bruder auszusöhnen suchen, dann werde Alles gut gehen.

Indessen half alles Zureden nicht. Erst als Ludwig und Rudolph mit einem starken Kriegsheer in Niederbayern einrückten und die Böhmen Miene machten, über die Grenze zu gehen und den Schauplatz eines verwüstenden Krieges in Bayern aufzuschlagen, gab Herzog Heinrich zur größten Freude seines Bruders Ludwig nach, und erklärte am 22. Jänner 1276 zu Straubing, wo er damals sein Hauptquartier hatte, daß er bereit sey, durch

den Bischof Leo von Regensburg mit Ludwig einen Frieden zu unterhandeln. Am 2. Februar wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, welcher bis zum 24. Juni dauern sollte; während der Zeit sollten die Brüder eine persönliche Zusammenkunft haben und über die Bedingungen des Friedens sich verabreden; auch die Landgrafen von Leuchtenberg und der König Ottokar sollten eingeladen werden, diesem Waffenstillstand beizutreten; während des Waffenstillstandes aber sollten Ausschüsse, von Rittern aus beiden Parteien gewählt, in drei Bezirken des Landes über Aufrechthaltung der Ruhe und Sicherheit wachen. Nach einer zweimaligen Zusammenkunft der beiden Brüder (am 18. Februar in der Gegend von München und am 15. Mai in Regensburg) wurde am 21. Mai durch zwei von ihnen gewählte Schiedsrichter, den Bischof von Regensburg und den Burggrafen von Nürnberg, der Friede hergestellt.

Es dürfte wohl an der Zeit seyn, hier des Ritters Heinrich von Hohenfels wieder zu gedenken, den wir verlassen haben, als er die Leiche seines Vaters hatte von Altötting nach Falkenstein bringen lassen. Im Innersten erfreut über das reuevolle und bußfertige Ende des Verstorbenen eilte er zu den Seinigen zurück, um besonders seine Mutter über das Schicksal ihres Gatten zu beruhigen und dann im Schooße häuslichen Glückes selige Tage zu verleben. Er erfreute sich dieses Glückes auch mehrere Jahre hindurch, bis es endlich dem Himmel gefiel, ein Blatt dieses Baumes äußern glücklichen

Zustandes nach dem andern welken und abfallen zu lassen. Das erste dieser Blätter war seine Mutter, welche nach einem langen, in Frömmigkeit und Wohlthun hingebrachten Leben in einem hohen Alter starb. Die beiden Kinder, welche ihm Mechtilde von Brennberg geboren hatte, starben im zartesten Alter, und auch diese selbst ward endlich, da eine ansteckende Krankheit in der Gegend herrschte, und Mechtilde als wahre Mutter ihrer Unterthanen sich nicht abhalten ließ, in den Hütten derselben als Trost und Hilfe spendender Engel zu erscheinen, das Opfer der Seuche. So stand denn Heinrich im kräftigsten Mannesalter einsam in der Welt. Er nahm diese Prüfungen, die ihm Gott gesendet, mit frommer Ergebung und dem gläubigem Vertrauen auf seine weise Vorsehung auf, aber im Schlosse Falkenstein, an dem Orte, wo ihn Alles an sein für immer entschwundenes häusliches Glück mahnte, da konnte er nicht mehr bleiben. Herzog Ludwig, von dem er nun schon seit lange ferne gewesen, hatte während dieser Zeit schon oft seiner begehrt, aber in einem Kriege, der zwischen Bruder und Bruder ausbrechen zu wollen schien, wollte er nicht thätig seyn. Jetzt aber, wo es galt, den alten Feind des gemeinschaftlichen Vaterlandes wieder zu bekämpfen, da zog er mit Freuden sein Schwert, und in kurzer Zeit stieß er an der Spitze einer wohlbewehrten Schaar seiner Dienstesmannen zu dem vereinten Heere der herzoglichen Brüder.

Unterdessen sammelte sich König Rudolph's Macht in Bayern. Die schwäbischen, fränkischen

und bayerischen Bischöfe boten alle Kräfte auf, um den allgemein verhaßten Ottokar zu stürzen. In den ersten Tagen des Septembers traf Rudolph zu Regensburg ein. Tausend geharnischte Ritter, die Heinrich gegen den Kaiser gerüstet hatte, vereinigten sich nun mit seinem Heere und alle bisher verschlossenen Straßen und Wasserpässe nach Oesterreich wurden demselben geöffnet. Die Freude des Königs Rudolph über dieses glückliche Ereigniß war so groß, daß er dem ältesten Sohne des Herzogs Heinrich, dem Prinzen Otto, auf der Stelle seine Tochter Katharina zur Braut gab und als Brautschatz das bald zu erobernde Land ob der Ens anwies.

Den Plan zum nunmehrigen Feldzug gegen Ottokar hatte der Erzbischof Friedrich von Salzburg, ein sehr geschickter Staatsmann und Rudolph's innigster Freund, entworfen. Die ersten Scheinangriffe geschahen auf Böhmen in der Gegend von Cham und Eger. Die Folge war, daß König Ottokar in der Gegend von Teplitz sein ganzes Heer aufstellte. Zu gleicher Zeit hatte Rudolph den Grafen Meinhard von Görz und Tyrol, den Schwager der Herzoge von Bayern, durch eine Heirath seines Sohnes Albrecht mit Meinhard's Tochter Elisabeth gewonnen und ihn zu einem Angriff auf Kärnthen vermocht. Durch beide Angriffe wurde Ottokar irre geführt und war außer alle Fassung gekommen, als Rudolph mit seinem Heere durch Niederbayern zu Anfang Oktobers über den Inn zog und sich schnell des ganzen Landes vom Inn

bis zur Ens bemächtigte. Am 18. Oktober langte er schon in der Gegend von Wien an, einer damals sehr festen Stadt, welche der Bürgermeister Paltram vertheidigte. Der getäuschte Ottokar zog zwar in Eilmärschen mit seinem Heere aus Böhmen heran und schlug bei Drosendorf unweit Wien am linken Donauufer sein Lager auf; allein der Augenblick, die Hauptstadt zu decken, war schon verloren: Rudolph hatte bereits vor der Stadt eine feste Stellung genommen, und bald vereinigte auch der Graf Meinhard, welcher Kärnthen, Krain und Steyermark in Rudolph's Namen besetzt hatte, seine Truppen mit der Hauptmacht.

Ottokar's Lage wurde nun sehr bedenklich. Rudolph hatte alle seine Unterthanen ihres Eides entbunden, die Bischöfe über ihn den Kirchenbann ausgesprochen, haufenweise verließen ihn die von ihm hart behandelten österreichischen, steyerischen und kärnthischen Ritter. Ensburg, Tulln und andere Städte öffneten dem Könige die Thore; nur Neuburg, vertheidigt von böhmischem Kriegsvolk unter Befehl des Bischofs von Ollmütz, widerstand allein.

In der Stille zog Pfalzgraf Ludwig mit dreihundert Tapferen vor diese Stadt und barg sich in nahen Wäldern. Er hoffte den Bischof von Ollmütz gefangen zu nehmen, wenn er abreisen würde; doch entkam dieser, gewarnt, glücklich auf Seitenwegen. Dann gewann der Fürst auf den Rath Heinrich's von Hohenfels, der ihn auf diesem Zuge begleitete, die Stadt durch folgende List:

Zwei Kriegsknechte wanderten gegen Neuburg, mit heller Stimme singend; ihnen folgten vier andere in mäßiger Entfernung, diesen zehn andere, ihnen wieder vierzig, zuletzt die ganze Schaar. Die ersten gaben sich für treue Leute König Ottokar's aus. Die getäuschten Böhmen ließen ihre Fallbrücke nieder und öffneten das Thor. Das Nämliche thaten sie den Vieren; die Zehn wurden verdächtig, doch eingelassen. Viel Fragens und Streites gab es unter der Stadtpforte, bis die Vierzig nahe waren. Alsbald zückten die Bayern das Schwert, stießen die Wachen nieder und Herzog Ludwig kam herbei. Seine Herolde verkündeten auf den Gassen Sicherheit an Leib und Gut, nur die Böhmen wurden in Gefangenschaft abgeführt.

Da nun auch der Ungarnkönig mit einem Hilfsheere heranrückte, und Rudolph Anstalten machte, über die Donau zu gehen, da verlor der sonst so gefürchtete Held den Muth und sandte den Bischof von Ollmütz zu König Rudolph, um Friedensanträge zu thun, und der Friede kam auch wirklich am 21. November zu Stande. Ottokar entsagte allen Ansprüchen auf Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, die Windische Mark, Portenau und Eger, und sollte Böhmen, Mähren und die andern Besitzungen seiner Voreltern als Reichslehen empfangen.

Wirklich schickte Ottokar sich auch bald dazu an und erschien mit einer Menge von Pferden und Reisigen, die alle auf's Herrlichste gekleidet

waren, am königlichen Hoflager; er selbst aber trug einen goldgestickten Leibrock und war allenthalben dicht mit Edelsteinen behangen. Als die Großen, die um Rudolph waren, den prächtigen Zug herannahen sahen, sagten sie zu dem Könige: „Herr rüstet Euch, wie es einem Könige geziemt, mit kostbaren Kleidern!" Rudolph aber erwiderte ihnen: „Schon oft hat der Böhmenkönig meinen grauen Rock belacht, nun soll mein grauer Rock auch ihn einmal verhöhnen." Dann sprach er zu seinem Kanzler: „Gib mir Deinen Mantel, auf daß Ottokar über meine Armuth etwas zu lachen habe." Als nun Ottokar erschien, befahl Rudolph seinen Männern, die Waffen anzulegen, die Rosse zu besteigen und wie gerüstet zum Streite sich auf beiden Seiten des Weges, den der Böhmenkönig kam, in Reihen aufzustellen, damit die fremden Völker den Ruhm der deutschen Völker erblickten. Ottokar kam, kniete an der Stufe des Thrones, der im Feldgezelte des Königs errichtet worden war, nieder, und bat denselben demüthig um seine Belehnung. Diese wurde ihm denn auch ertheilt, Rudolph hob den Gedemüthigten wieder auf, umarmte ihn und nannte ihn seinen lieben Freund. Bald nach Abschluß dieses Friedens ergab sich auch das von Paltram noch immer vertheidigte Wien.

Oesterreich, Steyer, Kärnthen und die andern Länder, auf welche Ottokar verzichtet hatte, waren nun dem Reiche erledigte Lehen und wurden, wie einst nach Aussterben der Babenberger von Fried-

rich II., von Kaiser Rudolph bis zur Wiedervergebung verwaltet, und im Falle er eher sterben sollte, als den erledigten Provinzen von Kaiser und Reich ein neuer Herzog vorgesetzt wäre, denselben ein Reichsverweser in der Person des Pfalzgrafen und Herzogs Ludwig, seines treuen Freundes und Anhängers, der diesen Feldzug persönlich mitgemacht hatte, bestellt und die Stände von Oesterreich und Steyer zur Huldigung desselben angehalten. Auch Herzog Heinrich scheint persönlich den Feldzug mitgemacht zu haben, und beide Brüder kamen zu Anfang des Jahres 1277 wieder nach Bayern zurück.

Herzog Heinrich blieb im Besitz des von Rudolph ihm versprochenen Landes ob der Ens, und mochte sich wohl Hoffnung gemacht haben, wenn nicht auch das Land unter der Ens, doch Steyer zu erhalten, dessen Stände ihn schon einmal zum Herzog verlangt hatten. Aber leider mußte er bald sehen, daß Kaiser Rudolph mit diesen Ländern einen ganz andern Plan habe. Nachdem er die Bischöfe von Salzburg, Bamberg, Regensburg, Freising, Trient, Gurk, Chiemsee, Seckau vermocht hatte, den Ausspruch zu thun, daß ein Bischof ohne Einwilligung seines Kapitels kein eröffnetes Lehen wieder vergeben könne, ließ er seinen Söhnen Albert, Hartman und Rudolph die in Oesterreich, Steyer, Kärnthen, Krain, Windisch-Mark, Eger und Portenau gelegenen Lehen dieser Bischöfe verleihen und machte mehrere andere Vorkehrungen, welche seinen Sinn, diese Länder für immer zu behalten, verriethen.

Herzog Heinrich, der nicht vermuthet hatte, daß es mit dem Habsburger so weit kommen könne, fühlte bald das Gefährliche seiner Lage, wenn dieser im Westen Bayerns begüterte Fürst so große volk- und fruchtreiche Länder auch im Osten erhalten sollte, und daß Bayern von einem solchen Regentenhause viel zu fürchten habe. Unwillkommen war es ihm daher nicht, daß Ottokar schon nach kurzer Zeit den Frieden wieder brach und die verlorenen Länder durch Krieg zurückzuerhalten suchte. Es schien ihm der Böhmenkönig im Besitze Oesterreichs für Bayerns Unabhängigkeit weit weniger gefährlich, als der schwäbische Rudolph von Habsburg. Diese das künftige Wohl seines Landes und dessen Sicherheit bezweckende Rücksichten und nicht das Faß Geld, welches, nach Erzählung des Abtes von Fürstenfeld, Ottokar ihm nach Straubing geschickt haben soll, bestimmten den Herzog Heinrich, beim Ausbruche des Krieges im Jahre 1278 wieder auf Ottokar's Seite zu treten und den schwäbischen Truppen, so wie denen seines Bruders Ludwig, welcher noch immer treu dem Kaiser anhing, den Weg durch seine Länder zu versperren.

Herzog Ludwig, welcher die schlimme Wahl hatte, mit dem Kaiser, dessen Sache er für die gerechte hielt, gegen seinen Bruder, oder mit diesem gegen den Kaiser, seinen Schwiegervater, feindlich aufzutreten — Parteilosigkeit gestatteten die Umstände nicht — gab sich alle Mühe, seinen Bruder Heinrich andern Sinnes zu machen. Er sandte deß-

wegen Ritter Heinrich von Hohenfels nach Straubing ab, um demselben Vorstellungen darüber zu machen; dieser aber setzte dem Abgesandten seines Bruders die oben kurz angedeuteten Beweggründe seiner Handlungsweise weitläufig auseinander und gab einen so festen Willen kund, bei derselben zu beharren, daß Heinrich von Hohenfels wieder zu dem Herzoge Ludwig zurückkehrte, ohne auch nur den geringsten Erfolg bewirkt zu haben.

Ottokar fühlte sich auch besonders durch die Vorwürfe seiner herrschsüchtigen Gemahlin zum Kriege veranlaßt, die ihm die Tafel nur zur Hälfte decken ließ, weil er kaum mehr als die Hälfte seiner früheren Staaten besäße, und er brach mit einem Heer von 10,000 Mann los. Da er wohl sah, daß es ihm schwer werden würde, seinem Gegner offen zu Leibe zu gehen, so wählte er Schleichwege, um zu seinem Zwecke zu gelangen. So schickte er einigen Großen in Oesterreich, so wie mehreren Grafen und Bischöfen am Rheine größere Summen Geldes nebst den lockendsten Versprechungen, wenn sie den König im Stiche lassen würden. Das thaten denn auch einige, doch ohne großen Schaden für Rudolph, der namentlich an den beiden Bischöfen von Straßburg und Basel, so wie an seinem Sohne Albrecht, der seit des Vaters Erhebung zur Königswürde Landgraf im Elsaß geworden war, mächtige Stützen hatte.

Die Truppen, welche Rudolph herbeigerufen hatte, mußten sich den Durchzug durch Niederbayern

mit Gewalt erkämpfen, und konnten daher nicht zur bestimmten Zeit bei Wien eintreffen. Dem Kaiser fing deßhalb schon an bange zu werden, denn mit den wenigen Soldaten, die er bei sich hatte, durfte er nicht wagen, den Böhmen eine Schlacht zu liefern. Endlich langten der Bischof von Basel und Markgraf Heinrich von Hochberg mit hundert Reisigen an. An sie hatte sich ein Fähnlein von hundert Reitern aus Schwabenland angeschlossen; es war dieß Graf Heinrich von Geroldseck mit seinen Vasallen. „Ruhet einen Tag aus," sagte Rudolph zu ihnen, und dann lasset uns zum Kampfe schreiten. „Auf meinen Gott vertraue ich; der mich wunderbarer Weise zu diesem Ruhme erwählt hat, der wird mich auch jetzt nach seiner Gnade wunderbarlich unterstützen."

Am dritten Tage nach der Ankunft des Bischofs von Basel — es war der 26. August des Jahres 1178 — zog König Rudolph aus der Stadt Wien dem Feinde entgegen. Auf dem Marchfelde, nur wenige Stunden von der Stadt entfernt, traf er mit Ottokar, der ein mächtiges Heer versammelt hatte, zusammen. Ehe der Kampf begann, kam ein Ritter, Herwart von Küllenstein, zu dem deutschen Könige, und bot ihm gegen eine Belohnung seine Dienste gegen Ottokar an. Als Rudolph dieses Anerbieten verschmähte, wandte sich der Ritter zu Ottokar; von diesem erhielt er den verlangten Lohn und versprach dafür, des deutschen Königs, wie sehr er sich auch dagegen in Acht nehmen würde, habhaft zu werden und ihn niederzuwerfen.

Beide Heere rückten einander allmählich näher, aber es wollte nicht sobald zum Angriffe kommen. Heinrich Schertlin aus Schwaben, ein Dienstmann des Bischofs von Basel, war der Erste, der den eigentlichen Kampf eröffnete. Er ritt einen unbändigen Streithengst, den er kaum zu zügeln vermochte; als ihm daher Schertlin die Sporen in die Weichen drückte, suchte dieser das Weite und trug seinen Reiter mitten unter die Feinde. „Es ist Zeit," rief König Rudolph, der dieß sah, „daß wir unserem Manne zu Hilfe kommen!" und nun begann der gegenseitige Angriff. Gleich beim ersten Zusammentreffen suchte Herwart den König auf, drang durch die dichte Schaar, die ihn umgab, und stach sein Pferd nieder, so daß Roß und Mann in den nebenfließenden Bach fielen. Schnell waren die Getreuen des Königs bemüht, ihm wieder aufzuhelfen. „Seyd doch nicht um mich besorgt," rief Rudolph, „es ist jetzt nicht an der Zeit, sich um einen einzelnen Mann zu bekümmern; schreitet in den Kampf und helfet den Andern!" Auf dieses Wort rückten alle vorwärts, aber Einer ließ sich nicht abtreiben, sondern stellte sich vor den König wie eine Mauer und hielt jeden Angriff ab, der auf das Leben desselben geschehen konnte, denn bald drängten sich mehrere Feinde hinzu, die den König stürzen gesehen und trotz seiner unscheinbaren Rüstung wohl erkannt hatten. Wie ein Löwe focht der Unbekannte für das Leben des Königs und machte links und rechts die Feinde nieder. Da, als er kaum mehr der

Uebermacht zu widerstehen vermochte, kam im rechten Augenblicke Berchtold von Capellen, den der König mit dreihundert vom Kerne des Heeres auf einer nahen Anhöhe aufgestellt hatte, herbei. Wie ein Blitz fuhr er unter die Feinde und stäubte sie auseinander, dann half er dem König vom Boden auf, wo dieser, um weniger gesehen und erkannt zu werden, bisher absichtlich mit seinem Schilde gedeckt, liegen geblieben war. „Schnell ein Roß her!“ rief Rudolph, als er wieder auf den Füßen stand; man brachte eines herbei, und nun erneuerte er den Kampf mit der Hinterhut, die Berchtold von Capellen herbeigeführt hatte. Er fiel dem böhmischen Heere in die Flanken, zersprengte es und griff die Hintersten kräftig an. Da riefen die Vordern unter Ottokar's Leuten: „Sie fliehen, sie fliehen!“ und wollten Rudolph damit täuschen, allein je mehr jene schrieen, desto kräftiger hieben die Deutschen ein. Der Kampf dauerte so lange, bis die Hintersten von den Böhmen die Flucht nahmen, diesen folgten dann bald auch die Uebrigen und ließen ihren König im Stich. Viele wurden gefangen oder niedergehauen; Andere, die sich durch die Flucht retten wollten, ertranken in dem Marchflusse.

Eine große Saat hatte der Engel des Todes an diesem Tage ausgestreut; man zählte mehrere Tausende von Erschlagenen, unter den Letzteren König Ottokar selbst, welcher einer der Letzten auf dem Schlachtfelde gewesen war. Als er sah, wie der größte Theil seines Heeres die Flucht ergriff,



V. Bochn. Zu S. 174.

setzte er noch seine einzige Hoffnung auf die Nachhut, die er dem Ritter Milota anvertraut hatte. Aber auch dieser ergriff die Flucht. Jetzt trachtete König Ottokar, seines letzten Trostes beraubt, mit vier Getreuen, die allein noch um ihn waren, aus dem Getümmel zu entkommen. Das sahen zwei Ritter aus Steyermark, die sich der König früher zu Feinden gemacht hatte; alsbald machten sie einen Angriff, tödteten zwei seiner Getreuen und schlugen ihn selbst vom Rosse. Nur kurze Zeit währte hierauf der Kampf, bald war Ottokar wehrlos und bat nur noch um sein Leben. Aber die Beiden achteten nicht seiner Bitten: der Eine stieß ihm das Schwert in die Brust, der Andere den Dolch durch den Hals, daß er ohnmächtig zur Erde fiel und ritten dann wieder zum Heere zurück. Nun kamen die Troßbuben und zogen dem Könige seinen kostbaren Harnisch und seine Kleider aus, so daß er ganz nackt und bloß da lag. Der Ritter von Pechtolsdorf, der eben aus dem Streite ritt, nahm seinem Knappen den Mantel ab, bedeckte damit des Königs Blöße und labte ihn selbst mit einem Trunke Wasser; in seinen Armen verschied Ottokar. Das war das Ende eines Fürsten, von dem ein Zeitgenosse aus Oesterreich sagte, daß er der „allertheuerste Mann gewesen, der je eine Krone getragen."

Sobald König Rudolph die Nachricht von dem unglücklichen Ende seines Feindes erhalten hatte, ritt er nach dem Orte hin, wo Ottokar's Leiche lag. Solch schneller Wechsel des Schicksals rührte

ihn tief: Thränen füllten seine Augen und er sprach zu den Umstehenden: „Sehet da die Nichtigkeit aller Größe und alles Glückes auf Erden!“ Ottokar's Leiche wurde nach Marcheck, hierauf von da nach Wien gebracht und ohne Sang und Klang im Schottenkloster beigesetzt.

Noch am Abende des Schlachttages gab Rudolph, ehe er das Feld verließ, Denjenigen, welche sich am meisten ausgezeichnet hatten, Beweise seiner königlichen Huld und Gnade. Wer die Ritterwürde noch nicht besaß, dem sollte der Ritterschlag Belohnung seyn. Nachdem dreihundert edle Jünglinge auf dem Felde des Todes das Gelübde der Ritterschaft ausgesprochen und mit dem Schwerte, das Rudolph heute selbst so ritterlich geführt, den Ritterschlag empfangen hatten, schaute der Kaiser, als ob ihm Jemand fehle, im Kreise der um ihn Versammelten umher. „Ich vermisse den Tapfersten aller Tapfern,“ sprach er, „ich vermisse den Ritter, der mich so lange gedeckt, bis Capellen mit seinen Dreihundert zu Hilfe kam und mich der Gefahr entriß; warum erscheint er nicht vor mir, warum entzieht er sich meinem Danke?“

Man berichtete nun dem Kaiser, daß der Ritter, welcher ihn mit seinem Körper so lange gedeckt, in dem Augenblicke, wo jene Reiterschaar erschienen, von einem feindlichen Schwertstreiche schwer verwundet, niedergesunken und von seinen Leuten, die ihn in tiefer Ohnmacht auf dem Schlachtfelde liegen gefunden, in das Lager der Bayern gebracht worden

sey. Der Kaiser verfügte sich mit seinem Gefolge sogleich dahin und traf den Ritter Heinrich von Hohenfels, denn dieser war der Retter des Kaisers aus so großer Gefahr, auf einem Strohlager hingestreckt mit tiefer Wunde in der Schulter, welche sein Knappe so eben verbunden hatte. Heinrich machte beim Eintritte des Kaisers eine Bewegung, als ob er sich erheben wollte, aber Rudolph gestattete auch den Versuch nicht, sondern drückte den Ritter sanft mit den Worten zurück: „Bleibt liegen, Ritter, denn die Wunde, die Ihr für mich empfangen, fordert Ruhe. Doch wollte ich den Dank für den Dienst, den Ihr mir erwiesen, nicht bis zu Euerer Genesung aufsparen. Ihr habt Euch großes Verdienst um Euern Kaiser erworben; wäret Ihr mir nicht zur Seite gestanden, bis mein Ritter Berthold von seiner Höhe herabkam, wer weiß, ob der deutsche Königsthron nicht schon wieder erledigt wäre. Darum sagt an, womit ich Euch lohnen kann, Ritter, denn Rudolph von Habsburg bleibt nicht gerne Jemand seinen Dank schuldig."

„Mein Herr und König," erwiderte Heinrich von Hohenfels mit schwacher Stimme, „ich habe meine Pflicht erfüllt damit, daß ich Euch geschirmt vor dem Feinde, und was den Lohn betrifft, so lohnt die That sich selbst."

„Ihr seyd allzu bescheiden, Ritter," entgegnete Rudolph, „doch ich hoffe Euch an meinem Hofe zu sehen, wenn Ihr genesen; nehmt indessen dieß als ein Zeichen der Gnade Eures Kaisers." Mit

diesen Worten löste er die goldene Kette ab, die er am Halse trug, und hing sie dem Ritter um.

Kaiser Rudolph rückte nun in Mähren ein, aber dem weitern Vordringen in Böhmen setzte sich der Markgraf Otto von Brandenburg, Vormund der Familie Ottokar's, entgegen. Vermählungen schlossen diesen blutigen Kampf. Ottokar's Sohn heirathete Rudolph's Tochter Juta und erhielt die Länder seines Vaters, Böhmen und Mähren zurück. Den Herzog Heinrich von Bayern bestrafte Rudolph mit Zurücknahme des Landes ob der Ens: vor strengerer Ahndung schützte ihn das Vorwort seines Bruders Ludwig und seiner Tochter Katharina. Heinrich verstand sich dann auch zur Abschließung eines Vergleiches mit seinem Bruder, gemäß welchem die beiden Herzoge versprachen, zweiundzwanzig Jahre lang alle Streitigkeiten über ihre Erbgüter und Gerechtsame beruhen zu lassen. Die Bischöfe von Salzburg, Bamberg, Freising, Regensburg, Passau, Eichstädt, Augsburg, Brixen und sämmtliche bayerische Grafen, Freiherrn und Lehensmänner nahmen Antheil an den Verhandlungen zu Vilshofen den 23. Oktober 1278. Dieser Stillstand wurde in der Folge noch öfters durch ausdrückliche Verträge zwischen den beiden Brüdern, durch Gewährsmänner und Geißeln, worunter selbst der beiden Herzoge Kinder, erneuert, und obgleich die Streitigkeiten der beiden Brüder bis an ihr Lebensende fortdauerten, durch Gewaltthätigkeiten nicht mehr gebrochen.

Die Schlacht auf dem Marchfeld gründete die Macht des Hauses Habsburg in den Ostländern Europas. Ein Wittelsbacher half sie mitgründen; ohne seine Hilfe hätte dieses Geschlecht in Oesterreich nie festen Fuß gewinnen können. Hätten Ludwig und Heinrich in Vereinigung gehandelt und den Schwaben den Weg durch Bayern versperrt, wie hätte diese Schlacht geschlagen werden können? Nach derselben war Rudolph, im Besitz der schönsten Provinzen Deutschlands, unüberwindlich, die Hoffnung von Bayerns Fürsten, diese ursprünglich zu ihrem Lande gehörigen Provinzen wieder zu erhalten, auf ewig verschwunden. Denn daß Rudolph, wie Ludwig erwartet zu haben scheint, diese Länder wenigstens zum Theil wieder herausgeben werde, wer sollte von einem so klugen Fürsten dieses erwartet haben? Nachdem er diese Länder von Wien aus fünf Jahre lang wohlthätig, mild und gerecht verwaltet hatte, übergab er auf einem Reichstag zu Augsburg, am 27. Dezember 1282, Oesterreich, Steyermark, Krain und die Windische Mark mit Einwilligung des größeren Theiles der Reichsfürsten an seine Söhne Albrecht und Rudolph als Reichslehen und einige Zeit darauf Kärnthen an den Grafen Meinhard von Tyrol für treugeleistete Dienste mit Vorbehalt des Rückfalles. Auch hatte dieser staatskluge und vorsichtige Fürst die Anordnung getroffen, daß immer nur der älteste Prinz seines Hauses die Regierung in diesen Ländern führen und die jüngeren sich mit einem standes-

mäßigen Unterhalt begnügen sollen, eine Art von Recht der Erstgeburt, eine Hauptursache des schnellen Wachsthums der habsburgischen Macht.

Die Herzoge von Bayern verließen diesen Reichstag mit leeren Händen und blutenden Herzen. Die Länder, um deren Vergebung es sich hier gehandelt hatte, waren unstreitig bayerische Nationalgüter, sie waren von den bayerischen Königen und Herzogen erobert und werden diesen nun, wo sie außer Stand waren, ihre Rechte durch die Gewalt der Waffen zu vertheidigen, durch den Machtspruch des Kaisers, welchem sich die Reichsfürsten, aus welchen Gründen immer, willfährig zeigen zu müssen glaubten und durch die Eifersucht derselben, weil sie die ihnen verhaßte bayerische Macht schwächen wollten, wider alle Billigkeit entrissen. Als nun das erste Haus der österreichischen Herzoge, welchen zu Gefallen der Theil des bayerischen Reiches gegen Osten oder Oesterreich, vom Mutterlande Bayern 1156 abgerissen, ausstarb, so hätte billiger Weise der Rückfall an Bayern geschehen sollen. Daß die Bemühungen Herzogs Otto des Erlauchten theils zu spät und zu schwach und am Ende vergeblich gewesen, änderte die Sache nicht und konnte keinem Dritten, aus dem bloßen Grunde, weil er etwa eine hinreichende Stärke besäße, das Land zu erbeuten, eine Befugniß geben, es mit Recht in Besitz zu nehmen. Rudolph ließ sich in alle diese Betrachtungen nicht ein, und, ohne zurückzusehen, mit welchem Fug der Kaiser und das Reich das

Herzogthum Oesterreich vergeben haben mochte, blieb er bloß dabei stehen, daß diese Vergebung von Kaiser und Reich geschehen sey, und behandelte das Land als ein frei erledigtes Reichslehen, welches ihm von Ottokar wieder zu erobern Mühe und Kosten genug verursacht, und wobei er sein eigenes Leben nicht geachtet habe."

Vergebens hatten die bayerischen Herzoge noch vorgestellt, „daß ihre Voreltern diese Länder von den Römern, von den Hunen, von den Wenden und Slaven und endlich von den Ungarn durch Kriege, welche Jahrhunderte gedauert, mit Vergießung ihres Blutes und mit Aufopferung vieler Millionen bayerischer Unterthanen erobert und zu Deutschland gebracht hätten; wie sie ferner diese Länder mit bayerischen Unterthanen besetzt, bebauet und verschönert, und wie sie dieselben ohne ihr geringstes Verschulden verloren hätten." Ludwig ließ sich vom Kaiser gewinnen und zur Ausstellung einer seine Einwilligung enthaltenden Urkunde bewegen. Rudolph erklärte ferner, daß ihn zu dieser Maßregel die Nothwendigkeit, seine königliche Macht zu verstärken, gezwungen habe.

So erhob sich Habsburg schnell über Wittelsbach zu einer europäischen Macht ersten Ranges und ist seit dieser Zeit bis auf unsere Tage auf dieser Höhe geblieben; Bayern aber, das Erbe der Wittelsbacher, von dessen Besitzungen rings umgrenzt, wurde durch diese Maßregel in eine sehr gefährliche, schwankende Lage versetzt. Daß es in

Mitte der beiden Theile der habsburgischen Ländermasse gewöhnlicher Marsch- und Tummelplatz der Kriegsvölker dieser Dynastie gewesen, ist wohl natürlich, daß sich aber dieses kleine Land unter eigenen Regenten in seiner Selbstständigkeit erhalten, ist ein Wunder der Vorsehung zu Gunsten Bayerns und seines erlauchten Fürstenhauses, der Wittelsbacher, zu nennen.

Zwölftes Kapitel.

Herzog Heinrich's XIII. Tod.

Beide Herzoge benützten jede sich ihnen darbietende Gelegenheit, ihre Hauslande zu vermehren, und es gelang Heinrich, die Grafschaften Mosburg und Roteneck an sich zu bringen, sowie Ludwig, einen Theil der landgräflich Leuchtenberg'schen Güter, dann in der Pfalz Wißloch, Lindenfels, Musloch rc. und die ehemalige Grafschaft Alzey zu erwerben. Im Jahre 1281 begannen in Niederbayern die Unruhen und Fehden wieder von Neuem. Dem Herzoge Heinrich waren die neuen Herrscher in Oesterreich ein Dorn im Auge, ihre Freunde, selbst der Pfalzgraf Ludwig, sein Bruder, nicht die seinigen, wohl aber fand bei ihm Jeder Zuflucht, der dem Habsburger feindlich gesinnt war. So Paltram Watze, ehemaliger Bürgermeister von Wien, welcher, wie früher gesagt worden, diese

Stadt sechs Wochen lang wider Rudolph von Habsburg vertheidigte, nach der Uebergabe zwar in Gnade aufgenommen, bald aber wegen Erregung neuer Unruhen von Rudolph vertrieben worden war. Er flüchtete nach Bayern zu Herzog Heinrich, der ihn zum Befehlshaber seiner gegen Salzburg erbauten festen Burg Karlstein bei Reichenhall ernannte. Von hier aus griff er ohne Unterlaß die österreichisch gesinnten Salzburger an. Durch diese Angriffe, besonders im Pinzgau, wurde der Erzbischof Friedrich gezwungen, der Festung Rattenberg gegenüber die Festung Kropfsberg im Innthale zu erbauen und eine Synode zusammen zu rufen, welche Paltram mit dem Kirchenbanne belegte und den Herzog mit dem Interdikte bedrohte. Dem Bischof von Seckau gelang es endlich, gegen Ende des Jahres den Frieden herzustellen.

Dieser Friede dauerte aber nur ein Jahr, obgleich der König Rudolph und Herzog Ludwig miteinander zur Erhaltung eines beständigen Friedens in Bayern und Schwaben ein Schutz- und Trutzbündniß gegen jeden Störer geschlossen hatten. Die Ursachen des im Jahre 1283 erneuerten Krieges mit Oesterreich von Seite des Herzogs Heinrich werden von den gleichzeitigen Geschichtschreibern verschieden angegeben; die nächste Ursache wird wohl der streitige Landesbezirk zwischen den Flüssen Inn und Ens gewesen seyn, welchen einst König Rudolph in bedrängten Zeiten dem Herzog Heinrich als Mitgabe von Otto's Gattin Katharina eingeräumt,

dann aber wieder genommen hatte. Heinrich und Otto forderten nach Abgang des Königs aus Oesterreich vom Herzog Albrecht die Zurückgabe der von Oesterreichern besetzten Festung Neuburg am Inn und fingen, als abschlägige Antwort erfolgte, im Jänner 1283 sie zu belagern an. Inzwischen starb am 4. April die Prinzessin Katharina ohne Leibeserben, und nun gab Albrecht nicht nur Neuburg nicht heraus, sondern verlangte noch alles andere angeheirathete Gut seiner Schwester, Freistadt, Mauthhausen, Klingenberg u. a. zurück. Mit dem Herzog Albrecht hielten die Salzburger, und beide hatten sich bereits in einem Lager bei Wels aufgestellt. Herzog Heinrich, nachdem er Schärding in Eile befestiget und durch seinen Sohn Neuburg noch enger eingeschlossen hatte, sammelte seine Kriegsleute bei Braunau und rückte gegen Ried vor. Der Krieg schien unvermeidlich. Zum Glück legte sich aber Meinhard, Graf von Tyrol und Herzog von Kärnthen, in's Mittel. Durch ihn und die Bischöfe von Passau und Regensburg kam nach langen Verhandlungen am 18. September ein Friede zu Stande. Die Bedingungen waren, daß Albert an Heinrich das bedungene Heirathgut von dreitausend Mark Silber (72,000 fl.) zu bezahlen habe, Heinrich dagegen die dafür verschriebenen Güter an Albrecht herausgeben müsse.

Wir führen nun noch einige Ereignisse an, die sich um diese Zeit zutrugen und wohl erwähnt zu werden verdienen.

Am 17. Juli 1281 fiel in einem großen Theile von Bayern, besonders in der Gegend von München und Freising, Schnee in solcher Menge, daß alle Früchte, mit Ausnahme des Habers, verdarben. Die Folge hievon war eine große Hungersnoth und Sterblichkeit. Die Menschen starben in solcher Anzahl, daß die Leichen nicht mehr regelmäßig begraben, sondern in großen Gruben auf den Feldern verscharrt wurden.

Im Jahre 1282 kam auch Nachricht nach Bayern von der blutigen sicilianischen Vesper, welche mehreren tausend Franzosen auf dieser Insel das Leben gekostet und in ganz Bayern, Schwaben und andern Ländern als eine Rache des Himmels wegen des vergossenen Blutes Konradin's und Friedrich's betrachtet worden ist. Karl von Anjou regierte nämlich, nachdem er Sicilien wieder ganz in seine Gewalt bekommen hatte, mit eisernem Scepter darin. Da beschloß Johannes von Procida, ein salernitanischer Edelmann, ein Mann von bewunderungswürdigem Geiste und großem Scharfblick, die Leiden Siciliens zu enden. Er hatte bei Kaiser Friedrich II. in Gunst gestanden und war wegen seiner Anhänglichkeit an das Haus der Hohenstaufen von Karl aller seiner Güter beraubt worden. Auf Rache sinnend begab er sich nach Aragonien und lud den König Peter, den Konradin zum Erben seines italienischen Reiches eingesetzt hatte, zur Eroberung des Königreiches Sicilien ein. Peter zeigte sich geneigt, aber es fehlte ihm

an Kräften, namentlich an Geld. Johann von Procida übernahm es, alles herbeizuschaffen. Er begab sich verkleidet nach Sicilien, wo er die Gemüther in der günstigsten Stimmung fand; dann eilte er an den Hof des griechischen Kaisers Paläologus nach Konstantinopel, stellte hier vor, welche Gefahr demselben von König Karl drohe, und vermochte ihn zu dem Versprechen, Peter von Aragòn mit Geld zu unterstützen; endlich begab er sich auch zum Papste Nikolaus III. und fand in einem geheimen Gehör denselben geneigt, zur Demüthigung Karl's von Anjou beizutragen. Als er mit so günstigen Nachrichten und bedeutenden Geldsummen nach Aragonien zurück gekommen war, begann Peter eine große Kriegsrüstung, angeblich gegen die Saracenen in Afrika. Wohl schöpfte Karl einigen Verdacht, aber er unterließ in stolzer Sicherheit, sich zum Widerstande vorzubereiten. Inzwischen starb der Papst Nikolaus, auf welchen Peter vornehmlich seine Hoffnung gegründet hatte. Vorsicht schien nun doppelt nöthig. Dem gemäß schiffte Peter mit seinen Kriegsschaaren nach Afrika über und begann zum Scheine die Feindseligkeiten gegen die Mauren, abwartend, ob die Sicilianer, wie sie versprochen hatten, sich erheben würden. Da geschah es, daß am Ostermontag, am 30. März 1282, in der Stunde der Vesper, die Palermitaner zu den Waffen griffen, über die Franzosen herfielen und alle niedermetzelten; ja sie verschonten in ihrer Wuth nicht Weiber noch Kinder. Dieses Blutbad wurde

die Sicilianische Vesper genannt. Die übrigen Städte Siciliens verhielten sich anfangs ruhig, aber noch vor Ablauf des April folgte Messina dem gegebenen Beispiele, indem es alle dort befindlichen Franzosen erschlug oder vertrieb. Sobald Karl, der sich in Orvieto beim Papste befand, Nachricht davon erhalten hatte, eilte er nach Neapel und setzte seine ganze Heeresmacht in Bewegung. Er erschien im Juli vor Messina, das sich zu ergeben bereit war. Da aber Karl unbedingte Unterwerfung forderte, beschlossen die Messiner, bis auf den letzten Blutstropfen Widerstand zu leisten, und leisteten ihn auch wirklich so tapfer, daß sie sich dadurch einen ewigen Ruhm erwarben; denn nicht bloß die Männer, sondern auch die Weiber und Kinder gaben sich heldenmüthig dem Tode preis und vereitelten durch gemeinsames Zusammenwirken alle Anstrengungen des überlegenen Königs.

So standen die Sachen, als auf erhaltene Botschaft Peter von Aragon mit zehntausend Fußknechten und achthundert Gewappneten am 30. August zu Trapani auf Sicilien landete. Er zog in Palermo ein, wo er von dem entzückten Volke zum Könige ausgerufen wurde. Noch belagerte Karl von Anjou Messina; da er aber fürchten mußte, die Verbindung mit Calabrien zu verlieren, brach er eilfertig mit Hinterlassung vielen Heergeräthes auf und setzte über die Meerenge. Bei der Ueberfahrt stieß er auf Peter's tapfern Admiral, Ruggieri di Loria, der ihm neunundzwanzig Schiffe

abnahm und große Verheerungen an den Küsten Neapels anrichtete. Am 2. Oktober zog Peter in das befreite Messina ein und ward mit unaussprechlichem Jubel empfangen. Die Feindseligkeiten wurden noch länger fortgesetzt, aber Sicilien blieb für das Haus Anjou verloren. So wurde der Mord Konradin's an dessen Mörder gerächt.

Die Franziskaner-Mönche in München, welche bisher das Kloster am Anger bewohnten, erhielten im Jahre 1282 von Herzog Ludwig ein Gebäude neben seiner Residenz, das Kloster am Anger aber wurde Nonnen eingeräumt. Seit der Zeit waren die Franziskaner in München die Hofkapläne und fürstlichen Beichtväter.

Im Jahre 1283 kauften die Juden von einer Weibsperson zwei Christenkinder und ermordeten sie mit Nadelstichen, um deren Blut zu gewinnen, welches sie bei der Feier ihrer Religionsgebräuche sollen nothwendig gehabt haben. Sobald diese Gräuelthat bekannt wurde, entstand unter den Einwohnern Münchens ein allgemeiner Aufruhr, und die Juden wurden überall aufgesucht und mißhandelt. Herzog Ludwig, welcher gerade in seiner bayerischen Hauptstadt anwesend war, gab sich alle Mühe, den Aufruhr zu unterdrücken, aber seine Anstrengungen waren vergeblich, und man verlangte die Ausrottung aller Juden. Diese flohen in ihre Synagoge, welche aber angezündet wurde, so daß hundert und zehn derselben verbrannten.

Im Jahre 1285 entstanden Irrungen mit Salzburg. Es war nämlich der Erzbischof Friedrich

gestorben und ihm Rudolph von Hoheneck nachgefolgt, welcher seit längerer Zeit das Amt eines Kanzlers am Hofe König Rudolph's bekleidet und diesem durch seine Rathschlüsse viele gute Dienste geleistet hatte. Herzog Heinrich, den Habsburgern fortwährend gram, vor Allen denjenigen ihrer Freunde, von denen er wußte, daß sie zu ihrer Erhöhung beigetragen hatten, fing schon im ersten Jahre Krieg mit ihm an. Man weiß die Ursache nicht genau, wahrscheinlich war es noch die nämliche, welche schon den Erzbischof Friedrich zur Ergreifung der Waffen gezwungen hatte, Paltram's und anderer Feinde der Habsburger Streifereien an der Grenze. Heinrich nahm die damals salzburgische Stadt Mühldorf weg, und der Erzbischof zerstörte mehrere Schlösser im Zillerthale. Den ganzen Sommer hindurch währte das Raufen, Brennen und Mißhandeln der armen Landleute an den Grenzen durch ausgesendete Horden von zweihundert bis dreihundert Mann. Vergeblich waren alle Bemühungen des Herzogs Ludwig, zwischen seinem Bruder und dem Erzbischof den Frieden herzustellen. Am 4. Juni kamen endlich die Brüder zu Sigenburg an der Abens zusammen, wo von Neuem der zweiundzwanzigjährige Waffenstillstand beschworen wurde. Mit dem Erzbischof von Salzburg kam der Friede aber erst am 2. Februar des folgenden Jahres durch Vermittlung des Königs Rudolph auf dem Reichstag zu Augsburg zu Stande. Heinrich gab Mühldorf wieder zurück

unter der Bedingung, daß Wasser- und Landweg für den Salzhandel offen belassen werde. Auch entschloß sich Paltram, welcher diesen Krieg mag veranlaßt haben und von dem, so lange er sich an diesem Orte aufhalten würde, keine dauernde Ruhe zu erwarten wäre, sich von Karlstein ganz zu entfernen und vor der Hand eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen.

An dem Kriege, welcher im Jahre 1288 zwischen Salzburg und Oesterreich ausgebrochen war, nahm Herzog Heinrich, obgleich des Erzstiftes oberster Schutzherr, keinen Antheil, wohl aber an dem Friedens-Congreß zu Linz und dem Abschluß des Waffenstillstandes, welcher gegen Ende des Jahres 1289 diesem verheerenden Kriege ein Ende machte. Die gänzliche Beendigung des Friedensgeschäftes erlebte der bereits kränkelnde Herzog nicht mehr. Am Anfange jenes fruchtbaren Wunderjahres 1290, da Getreid und Wein in Ueberfluß wuchsen und der Monat Jänner schon Felder und Gärten mit Blumen schmückte, wohnte Heinrich auf seinem Schlosse Burghausen an der Salzach. Da erkrankte er zum Tode und starb am 9. Februar unter den Gebeten der Priester, voll Reue und Kummers über die während seiner Regierung begangenen Fehler. Als mit seiner Krankheit auch die Ueberlegung kam, da sah er diese ein, und nachdem er Befehl ertheilt hatte, daß man allen Jenen, die durch ihn irgend Schaden erlitten, denselben ersetzen sollte, ließ er, um ruhig sterben zu können, seine drei Söhne, Otto,

Ludwig und Stephan und den vornehmsten Adel vor sich rufen und sich von diesen sowohl, wie von jenen eidlich geloben, daß die nächstfolgenden vier Jahre nach seinem Tode das Land nicht getheilt und daß indessen sein erstgeborner Sohn Otto allein regierender Herr seyn sollte. Heinrich's XIII. Leiche wurde nach Landshut geführt und seinem Willen gemäß im Kloster Seligenthal an der Seite seiner so sehr geliebten Gemahlin Elisabeth, Tochter des Königs Bela von Ungarn, welche ihm am 24. Oktober 1271 in das Reich des ewigen Friedens vorangegangen war, begraben. Elisabeth hatte ihm vier Söhne und fünf Töchter geboren. Von den Söhnen waren noch drei am Leben, Otto, 29 Jahre alt, bereits Wittwer (seine Gemahlin Katharina, Kaiser Rudolph's Tochter, war 1283 gestorben), Ludwig 21, und Stephan 19 Jahre alt, der vierte, Heinrich, geboren am 23. Februar 1262, starb den 16. September 1280. Von den Töchtern waren zwei mit den Namen Agnes im Jahre 1260 mit Tod abgegangen, eine dritte Agnes, geboren 1254, und Elisabetha, geboren 1258, wurden Nonnen im Kloster Seligenthal, Katharina aber, die jüngste, geboren den 9. Juni 1267, ward im Jahre 1287 an Friedrich, Markgrafen von Meißen, vermählt.

Dreizehntes Kapitel.

Kaiser Rudolph's und Herzog Ludwig's Tod.

Otto, seines Namens der Dritte, übernahm nach seines Vaters letztem Willen die Regierung des Herzogthums Niederbayern. Die von seinem Vater angestellten Beamten wurden bestätigt und Herzog Ludwig erneuerte den schon mehrmals mit seinem Bruder Heinrich abgeschlossenen Frieden nun auch mit dessen Söhnen.

Gegen Ende des Jahres kam die Nachricht an den Hof nach Landshut, Prinz Stephan wäre von einem Theile des Salzburger Domkapitels und von fast sämmtlichen Bürgern der Stadt und den Ministerialen des Landes zum Erzbischof erwählt worden; da aber der Herzog jung sey, so müsse eine Gesandtschaft nach Rom abgehen, um die päpstliche Dispensation zu erhalten. Stephan möge sich über Annahme der ihm zugedachten Würde erklären und seinerseits die abzusendenden Legaten ernennen. Der Herzog erklärte sich zur Annahme bereit und ernannte zu seinen Gesandten seine beiden Hofkapläne, die Magister Wolfgang und Burchard und den Abt von Raitenhaslach. Die übrigen Domherrn in Salzburg hatten Konrad, Bischof von Lavant, zu ihrem Erzbischofe gewählt, und auch diese sandten Zwei aus ihrer Mitte an den Papst ab. Alle Sechs gingen nun nach Rom und trugen dem Papste ihre Angelegenheit vor. Dieser, von der Sache noch nicht unterrichtet, gab eine ausweichende Antwort, sandte

aber heimlich Männer nach Bayern, um von Stephan's Geistesgaben nnd Sitten Kundschaft einzuziehen. Sie kamen unerkannt in Landshut an und fanden den Prinzen allerdings in Jagd und ritterlichen Uebungen erfahrener als in der Schrift. Als sie ihn das erste Mal sahen, trafen sie ihn im Linenkleide in fröhlicher Gesellschaft mit der Armbrust nach der Scheibe schießen. Dieses erzählten sie nach ihrer Zurückkunft dem Papste. Nach langen Verhandlungen zwischen diesem und den Kardinälen wurde Konrad, Bischof von Lavant, zum Erzbischofe von Salzburg bestimmt. Um den Herzog Stephan zu besänftigen, schrieb der Papst an ihn einen Brief, in welchem er ihn zu seinem Kaplan ernannte, ihm das Studium der Theologie empfahl und bei vorgerückterem Alter Hoffnung zu einer hohen geistlichen Würde machte. Damit waren aber die Salzburger und Stephan's Bruder, Herzog Otto, nicht zufrieden. Zu gleicher Zeit, wo Konrad am rechten Ufer der Salzach in die Stadt einzog, öffneten die Bürger den Bayern die Thore am linken Ufer. Auch Rastadt und andere feste Plätze nahmen sie in Besitz. Konrad rief die Hilfe des Papstes an. Es vergingen mehrere Monate, bis Herzog Otto nachgab und Konrad den ruhigen Besitz des Erzbisthums überließ.

Der feindselige Geist, welcher die Söhne Otto des Erlauchten seit siebenunddreißig Jahren entzweit gehalten, war nach und nach selbst in das Gemüth und Leben des Volkes gedrungen. Die Bewohner von

Oberbayern und Niederbayern schienen zu vergessen, daß sie Zweige des gleichen Stammes wären. Vizthume und Pfleger redeten gegenseitig die trotzige Sprache ihrer Herren, begünstigten die Selbstrache der Unterthanen, nahmen geringer Ursache wegen Gefangene und Geiseln, oder gaben Landflüchtigen Schirm. Zu Kelheim wie zu Neustadt an der Donau wurde der Verkehr durch unbillige Zölle erschwert; Bayern war voll unnützen Kriegsvolkes, welches stehlend umherzog, weil es keinem Herrn diente und ohne Sold war.

Heinrich von Hohenfels hatte nach der in der Schlacht auf dem Marchfelde erhaltenen Wunde, deren Folgen ihn für immer von der thätigen Theilnahme an kriegerischen Kämpfen ausschlossen, auf seiner Burg Falkenstein ein einsames, aber doch nicht unthätiges Leben geführt. Die Sorge für das geistige und körperliche Wohl der Unterthanen, über welche die Vorsehung ihm die Obhut anvertraut hatte, beschäftigte ihn hinreichend und er erfüllte diese ihm von Gott aufgetragene Pflicht mit einer Treue, welche für jene die wohlthätigsten Folgen hatte. Daher geschah es auch, daß die Rohheiten und die Gewaltthätigkeiten, die, wie oben erwähnt worden ist, in dem größten Theile des übrigen Bayerns so häufig waren, in dem Kreise, über welchen Heinrich von Hohenfels zu gebieten hatte, niemals vorkamen. Er wußte die nöthigen Mittel der Milde und Wohlthätigkeit, und wenn diese nicht fruchten wollten, einer strengen Gerechtigkeit überall im rechten Maße

anzuwenden und war deßwegen auch weit und breit von Hohen und Niederen hochgeachtet und geliebt. Herzog Ludwig, an dessen Hof Heinrich öfter erschien, ohne daß er jedoch einen langen Aufenthalt an demselben nahm, wußte, welchen wohlthätigen Einfluß dessen geräuschloses aber edles Wirken auf die ganze Gegend übe, und als er daher fest entschlossen war, dem gesetzlosen Treiben, welches den Wohlstand in allen Gauen Bayerns so tief untergrub, auf gutem oder schlimmem Wege ein Ende zu machen, da war es der Ritter von Hohenfels, den er besonders über die Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen, zu Rath zog.

Bischof Heinrich von Regensburg ward ausersehen, die Sache zu richten und zu schlichten. Dieser war ein sinnreicher, wohldenkender Mann, welchem Liebe zur Wissenschaft und Kunst ein sanftes, seinem Stande angemessenes Gemüth gegeben hatte. Er richtete auch, vereint mit beider Herzoge Räthen, unter welchen der Ritter von Hohenfels, Alles nach Recht aus, und wußte alle gegenseitigen Interessen auszugleichen und zu befriedigen. Da wo Blutrache ihre Stimme erhob, sühnte er sie wohl am Brautaltare aus, wie das bei den Starzenhausen und Leutenbecken der Fall war. Diese waren zwei große Geschlechter, reich an eigenen und Lehengütern, jene in Oberbayern, diese in Niederbayern gelegen. Sie lebten in bitterer Todfeindschaft. Ein Leutenbeck hatte den Ulrich von Starzenhausen erschlagen, und Pfalzgraf Ludwig Genugthuung für

den Mord seines Getreuen begehrt. Der Bischof aber schlichtete folgendermaßen: Herzog Otto soll des Leutenbecken ältesten Sohn dem Pfalzgrafen zu eigen geben, und auf daß alle Freundschaft ende, müsse dieser die Tochter des Erschlagenen zum Altar führen, des Starzenhausen Sohn aber die jüngste Tochter des Leutenbecken. Kinder dieser Ehen sollten dann zwischen beiden Herzogen getheilt seyn. Auf diese Weise, von der wir hier ein Beispiel angeführt haben, schlichtete Bischof Heinrich viele unter Hohen und Niederen bestehende Streitigkeiten, und wo gütliches Zureden und ernste Mahnung der Kirche nicht helfen wollten, da trat die Gerechtigkeit ein. Die Hauptartikel des Landfriedens waren folgende: Die Freiheiten der Geistlichen sind genau zu beobachten, alle Gefangenen frei zu geben. Jeder Herr hat für die Räubereien in seinem Gebiete zu haften. Todtschläge, verübt von Edlen, welche nach Hof reiten, sind mit Einziehung des Erbgutes und Landesverweisung zu bestrafen. Flüchtigen darf über vierzehn Tagen keine Freiung gegeben werden. Nicht tödtliche Verwundungen werden mit einjähriger Landesverweisung gestraft. Außer dem Herzog kann Niemand Geleit geben. Widersetzlichkeiten der Adeligen von ihren Burgen aus werden mit gemeinschaftlicher Kraft bezwungen. Kleinere Frevel werden nach einem festgesetzten Tarif mit Geld bestraft. Den Richtern sind nicht mehr als sechs Pferde für sich und eines für jeden Schergen zu gestatten. Jeder Herr soll in seinem Lande eine stille Frage (geheime

Polizei) halten. Wider die Mordbrenner ist der Aufstand durch das Landgeschrei anzuordnen. Wer sich dieses Verbrechens schuldig macht, ist allenthalben zu ergreifen und zu richten. Die Gerichte an den Kirchhöfen sind abzustellen und dieselben an den alten Schrannen wieder zu halten; die Dorfgerichte aber bleiben. Leute, die von ihren Gutsherrn ab- und in die Städte ziehen, können binnen Jahr und Tag zurückgefordert werden. Auf Summen unter drei Pfund ist keine Leistung (Pfand) zu bedingen. Nur ein Ritter oder wer dreißig Pfund Geldes im Lande Einkommen hat, darf Schützen halten. Durchaus verboten sind Jedermann Böcklhaube, gespitztes Schwert, verborgene Harnisch und die Partaune (Hellebarde); nur im Hause zur Abwehr eines Ueberfalls darf letztere stehen. Wer gegen dieses Gesetz handelt, dem soll die Hand abgehauen werden, die er jedoch das erstemal mit fünf Pfund lösen mag. Die Grafen müssen Landgerichte halten. Jeder muß dazu Recht stehen, wo er Haus und Hof hat, und darauf sitzt.

Am 15. Juli 1291 starb Rudolph von Habsburg, nachdem er nicht ganz achtzehn Jahre den deutschen Königsthron inne gehabt, in Germersheim in den Armen seines Freundes und Schwiegersohnes, des Herzogs Ludwig von Bayern, und dessen Gemahlin Mathilde. Während des Interregnums, das nun eintrat, hatte Ludwig das Reichsvicariat zu führen. Da er während desselben sich immer in der Pfalz aufhielt, übertrug er seinem ältesten

Sohne, dem siebenzehn Jahre alten Prinzen Rudolph, die Verwaltung seines bayerischen Landes. Diese Anordnung wurde sonach Allen kund gethan, die es zu wissen nöthig hatten, und so auch der Stadt Augsburg um der Schirmherrn Rechte willen, die Bayern daselbst, wo nicht übte, doch ansprach. Diese Rechte hatte Konradin von Schwaben schon im Jahre 1267 an Herzog Ludwig verpfändet gehabt. Die Augsburger jedoch, welche sich zur Zeit des Interregnums zur Reichs-Unmittelbarkeit aufgeschwungen hatten, machten dem Herzoge das Schirmrecht streitig, weil sie als Freie des Reiches ihrem mächtigen Nachbar kein Recht über sich zugestehen wollten. Sie riefen nun den Markgrafen Heinrich von Burgau zu Hilfe, der den Bayern stets abgeneigt, und ein kluger tapferer Ritter war, und machten ihn zu ihrem Hauptmanne. Weil das Reich ohne König wäre, meinten sie, sey es an der Zeit, ihre Freiheiten zu vermehren. Das Stadtwesen in Augsburg hatte schon gute, feste Gewalt unter Leitung eines Rathes von Zwölfen aus den ältesten Geschlechtern, deren Beschlüsse zwei Stadtpfleger vollstrecken mußten. An Geld mangelte es nicht; sie bewaffneten die Bürger und warben Söldner.

Der junge Fürst, eingedenk wie einst sein Vater das stolze Regensburg mit der Veste Landskrone geschreckt hatte, spottete der kriegslustigen Kaufleute und befahl, eine Veste am Lechstrome aufzuerbauen, damit ohne seine Erlaubniß kein Schiff zu ihnen abwärts gelangen könne. Kaum war dieselbe begonnen,

erschienen die Augsburger davor und zerstörten den Bau. Da rüstete Rudolph ein Heer und verhieß demselben die Plünderung der Stadt. Ehe er jedoch seine Rüstungen beendiget hatte, kamen unerwartet Boten von Herzog Otto aus Landshut, welcher ebenfalls das Interregnum benutzen zu wollen schien. Otto forderte, Ludwig und sein Sohn Rudolph müßten sich der bayerischen Herzogswürde entschlagen und am Pfalzgrafenthum genügen lassen. So wäre es billig; wollten sie nicht, so sollten die Waffen entscheiden.

Rudolph, überrascht und von allen Seiten bedroht, meldete sogleich seinem am Rheine befindlichen Vater, was geschehen war, verbarg in gütlichen Unterhandlungen den Augsburgern seinen Verdruß, während er sich zum Kriege gegen Niederbayern rüstete. Herzog Ludwig kam schnell vom Rheine nach München. Er sprach zu seinen Neffen in Landshut: „Als ich mit Euerem Vater theilte, haben wir den Genuß des Wittelsbachischen Erbes, nicht die Würde, nicht das Herzogthum getheilt. Noch besteht der Spruch von Vilshofen, daß zweiundzwanzig Jahre darum nicht gehadert werde. Wollet Ihr ihn brechen, so will ich ihn mit den Waffen aufrecht zu erhalten suchen."

Da die Neffen auf diese Antwort hin verstummten, knüpfte der Herzog auch mit den Augsburgern wieder friedliche Nachbarschaft an; er verhieß ihnen, daß keine Burg mehr zu ihrem Schaden in der Nachbarschaft bestehen solle, sie dagegen erkannten

seine Gerechtsame als Schirmvogt über Bisthum und Stadt an. Ludwig kehrte nun wieder an den Rhein zurück und ging wieder den Geschäften der Königswahl nach. Was noch zwischen den Herzogen abzumachen war, richtete abermals der weise Bischof Heinrich von Regensburg dem Lande zum Nutzen und Frommen aus Bei dieser Gelegenheit wurden die Satzungen wiederholt, welche Heinrich schon einmal bestimmt hatte: Die Landstraße sollte Sicherheit haben, dagegen Strolchen und Brennern Herberg, und Jedem heimliches Gewehr (Pokelhauben, gespitzt Schwerd, Purdaun und alle verborgene Harnisch) verwehrt werden.

Da Herzog Otto's Absicht, mit seinen Vettern in Oberbayern Krieg zu führen, scheiterte, so wandte er sich gegen Herzog Albrecht von Oesterreich, den er wegen des Verlustes des Landes ob der Ens haßte. Die Gelegenheit schien günstig, denn Albrecht lag im Felde gegen Ungarn. Viele von desselben Dienstmannen in der Steyermark, unzufrieden mit seiner Strenge, wünschten Veränderung der Herrschaft. Herzog Albrecht hatte sich auch wirklich auf Anrathen des steyerischen Landeshauptmanns Heinrich's von Admont willkührliche Bedrückungen erlaubt, welche einen Aufstand mehrerer steyerischer Ritter und Ministerialien zur Folge hatten. Sie verbanden sich mit dem Erzbischof Konrad von Salzburg und schickten auch eine Gesandtschaft an den Herzog Otto von Niederbayern, um ihn einzuladen, einem Bunde gegen den Erbfeind seines

Hauses beizutreten. Der Erzbischof von Salzburg gab dem Herzog Otto Geld, die steyerischen Gesandten aber versprachen, ihm im Falle des Gelingens ihr Land einzuräumen und ihn als ihren Herrn anzuerkennen.

Um diesen Preis sagte Otto zu; es wurde dem Herzoge Albrecht von Seite der Verbündeten der Krieg angekündigt, und sie brachen im Jänner 1292 von allen Seiten in sein Land ein. Während die steyerischen Insurgenten mehrere seiner Schlösser und Flecken wegnahmen, rückte das verbündete bayerisch-salzburg'sche Heer nach Rottenman vor, nahm und plünderte das Kloster Admont und zog von da nach Leoben und Bruck an der Mur, eine feste, Herzog Albrecht anhängliche Stadt, welche dem Heere die Thore schloß. Es war mitten im Winter, das ganze Land und alle Wege waren mit tiefem Schnee bedeckt. Niemand dachte auch nur an die Möglichkeit, daß ein Kriegsheer es wagen könne, der belagerten Stadt zu Hilfe zu kommen. Und dennoch wagte Albrecht diesen Schritt. Sechshundert Bauern machten die Straße über den Sömmering von Schnee frei, und unerwartet erschien er mit einem großen Heere im Angesichte der Feinde. Die Bayern und Salzburger hoben bei seinem Erscheinen sogleich die Belagerung auf und zogen durch das Ensthal nach Rastadt zurück; die steyerischen Aufständischen flüchteten auf ihre Schlösser. Albrecht verfolgte seinen Sieg nicht weiter, sondern that, was Niemand von ihm

erwartet: er ließ Gnade für Recht ergehen, nur die Häupter des Aufstandes ließ er gefangen nehmen und in festen Schlössern verwahren. Seine Blicke waren auf höhere Dinge gerichtet; zu deren Erreichung bedurfte er ungeschwächte Macht und gute Freunde.

Diese höheren Dinge bestanden in der durch den Tod seines Vaters erledigten Würde eines deutschen Königs, nach welcher er strebte. Schon im Jahre 1290, zu der Zeit also, wo sein Vater noch lebte, hatte er um die Stimme des Herzogs Ludwig von Bayern geworben. Nun nach des Kaisers Tode, zu einer Zeit, wo die Fürsten des Reiches sich versammelten, einen neuen König zu wählen, und Albrecht so eben seine Feinde überwunden hatte, schrieb er von Steyermark aus, dieser Angelegenheit wegen, abermals an denselben und machte ihm große Versprechungen, wenn er seine Wahl zum römischen Kaiser bewirken helfe. Ludwig gab die Versicherung, daß er sein schon vor längerer Zeit eidlich gegebenes Versprechen treulich halten und sich alle Mühe geben wolle, die weltlichen Fürsten des Reiches zu bewegen, ihn, seinen liebsten Vetter, auf einen Thron zu erheben, den einzunehmen er allein vor allen andern geschickt und tauglich sey, und dieß betheuere er ohne alle List und Trug. — Ludwig gab sich auch wirklich alle Mühe, durchzusetzen, was er versprochen. Allein vergeblich. Der Erzbischof Konrad von Salzburg machte von Albrecht's schlimmen Eigenschaften eine so grelle Schilderung,

daß Gerhard von Mainz und die übrigen geistlichen Kurfürsten durch kein Mittel der Ueberredung dahin zu bringen waren, ihm ihre Stimme zu geben. Als nun Albrecht's eigener Schwager, der König Wenzel von Böhmen, und der Herzog Albrecht von Sachsen sich wider ihn erklärten und um große Summen dem Grafen Adolph von Nassau ihre Stimmen gaben, trat auch Ludwig, wahrscheinlich weil sein Widerspruch doch für Albrecht keinen Nutzen gehabt hätte, der Mehrheit bei.

Nach geschehener Wahl fuhr der neugewählte König Adolph von Frankfurt aus den Main und Rhein hinunter zur Krönung. Da kam die königliche Jacht bei dem pfalzgräflichen Schlosse Fürstenberg an, wo die Schiffe immer zu landen pflegten, um den Zoll zu entrichten. Aber das Königsschiff hatte nicht angehalten, obwohl es von den Zöllnern angerufen worden war. Die Wächter, welche nicht wußten, wer sich auf dem Schiffe befinde, schossen nun mit Armbrüsten auf dasselbe, wodurch ein Mann an des Königs Seite verwundet wurde.

Der Pfalzgraf entschuldigte das Geschehene und erwies seine Unschuld, doch hegte König Adolph fortwährend Verdacht gegen ihn. Gerhard, Erzbischof von Mainz, nährte diesen Verdacht und steigerte den Zufall sogar zum Verbrechen, vielleicht in der Hoffnung, ein gutes Stück der pfälzischen Länder an sich zu bringen, wenn über Ludwig die Acht ausgesprochen würde. Dieser aber, wohl auf seiner Hut, schloß im Stillen mit Oesterreich,

Straßburg und Andern Bündnisse und bemannte sorgfältig seine Städte und Burgen längs dem Rheine. Die Achtung, welche man seiner Unschuld verweigert, mußte man seiner Entschlossenheit und Stärke zollen. Wer keine Furcht kennt, erregt sie, der neue König ward besänftigt und lud den Herzog zu sich ein. Ludwig versprach zu kommen.

Die niederbayerischen Herzoge hatten an der Wahl Adolph's von Nassau keinen Antheil genommen; auch ist nicht bekannt, daß sie ihrem Oheim deßwegen Auftrag gegeben hätten. Sie befanden sich fortwährend in einer feindlichen Stellung zu ihm, weil Ludwig den Herzog Albrecht begünstiget hatte, mit diesem aber Herzog Otto noch immer im Kriege begriffen war, denn Albrecht griff, als er aus den Vorlanden, wohin er sich der Kaiserwahl wegen begeben hatte, wieder nach Oesterreich zurückgekommen war, aufs Neue zu den Waffen. Der Krieg verbreitete sich über Oberösterreich, Steyermark und Kärnthen. Mitten im Winter 1293 griff Herzog Otto die österreichische Festung Neuburg am Inn an, nicht achtend der Abmahnungen seines Bruders und der Friedensanträge der Bischöfe von Freising und Regensburg. Eine Zusammenkunft zu Efferding, welcher außer Albrecht und seiner frommen, friedliebenden Gemahlin auch die Herzoge von Bayern und mehrere Bischöfe anwohnten, zerschlug sich fruchtlos. Man würde sich wahrscheinlich geeiniget haben, wäre nur nicht der Stein des Anstoßes gewesen, daß die

Häupter der Aufrührer, der Graf von Haymburg, die Herren von Stubenberg und Pfannberg in den Frieden eingeschlossen werden sollten. Dieß zu bewilligen konnte der durch die jüngsten Vorfälle äußerst erbitterte Herzog Albrecht durch keine Vorstellung, keine Bitte bewogen werden. Die Friedensunterhandlungen wurden abgebrochen, und der Krieg begann auf's Neue. Eine zweite Zusammenkunft in Wels hatte das nämliche Schicksal, und erst bei einer dritten, welche zu Linz im Mai stattfand, wurde der lang ersehnte Friede durch den Herzog Ludwig von Bayern und den Bischof Heinrich von Regensburg, welche die streitenden Mächte als Schiedsrichter auserkoren hatten, hergestellt.

Zwischen dem Herzoge Ludwig und seinen drei Neffen, den niederbayerischen Herzogen, dauerten die Uneinigkeiten noch bis zum September. Es hatten nämlich diese Prinzen zur Bestreitung der Kriegskosten und ihres Hofhaltes mehr ausgegeben, als ihnen die herzoglichen Güter und Rechte eintrugen. Zur Zurückbezahlung dieser für das gemeine Beste des Landes gemachten Ausgaben forderten sie auch von den andern zum Herzogthum gehörigen Ständen, von den Grafen, Freiherren, Rittern, selbst von den Geistlichen Beiträge. Hierüber entstanden große Streitigkeiten. Man klagte allgemein über die zu vielen Ausgaben des Hofes, über die vielen denselben besuchenden Edelleute, über die in zu großer Menge angestellten Ministerialen, Amtleute und Diener. Um diese Klagen abzuthun,

kamen die vornehmsten Stände des Unterlandes am 30. Mai in Vilshofen zusammen. Der Bischof von Regensburg und der Graf Gebhard von Hirschberg entwarfen eine Haushaltungs- und Regierungsordnung, welche die Herzoge annahmen.

Wir theilen in Folgendem Einiges aus dieser Ordnung mit, da es zur Kenntniß der Zustände jener Zeit beitragen dürfte.

„Grafen, Freie, Dienstmänner, wenn sie zu Hof wollen seyn, haben sich selbst zu verköstigen, und die drei Herzoge sollen Niemand zu Gesinde noch zu Amtleuten haben und nehmen, dann die, welche in dem Brief begriffen und geschrieben sind, der darüber nach ihres Rathes Rath gegeben ist. Zu Landshut, Straubing, Burghausen, wo die Herzoge gewöhnlich wohnen sollen, soll außer dem gesetzten Hofgesind Niemand bei Hof essen. Wenn aber ein Herzog anderswo im Lande hinreitet, Geschäfte wegen, und einen Rath aus der Gegend zu sich fordert, so soll der nach des Hofes Satz verpflegt werden. Von den Räthen des Landes sollen stets zween bei Hofe seyn (von vierzehn zu vierzehn Tagen abwechselnd) und die Rechnung des obersten Schreibers und Hofmeisters einsehen. Ein Todtschlag bei Hof kostet das Leben und dem Herzoge fällt des Schuldigen Gut anheim: wer daselbst einen Andern verwundet oder auf das Maul schlägt, dem wird die Hand abgehauen; wer einen schilt oder sonst ungebührlich behandelt, kommt in Thurm 2c. 2c."

Gegen Ende des Monates Jäner 1294 begab

sich Herzog Ludwig von München an den Rhein, um da seinem dem Kaiser Adolph gegebenen Versprechen gemäß mit demselben zusammen zu kommen. In seinem Gefolge befand sich auch Ritter Heinrich von Hohenfels, welcher auf dringendes Verlangen des Herzogs ihn in letzterer Zeit nicht mehr verlassen hatte. Als Ludwig auf dieser Reise in Heidelberg ankam, fühlte er sich unwohl, sein Leibarzt, Meister Friedrich, erklärte die Krankheit sogleich für bedenklich, und am 2. Februar Abends gab er schon die Hoffnung auf, das Leben des Herzogs zu retten. Dieser ordnete sogleich seine zeitlichen Angelegenheiten, nahm Abschied von den Getreuen, die sein Sterbebett umgaben, und wandte dann alle seine Gedanken der Ewigkeit zu. Dem Ritter Heinrich von Hohenfels trug er besonders auf, wenn er gestorben wäre, die Nachricht davon seiner theuern Gemahlin Mathilde und seinem Sohne Rudolph, die in München zurückgeblieben waren, zu überbringen. Er übergab ihm auch sein Testament und einen Trauring mit dem Auftrage, beide seiner Gemahlin mit der Bitte zu überbringen, für sein Seelenheil in München Gottesdienste abhalten zu lassen. Am 3. Februar 1294, am St. Blasiustage, verschied Ludwig der Strenge, Pfalzgraf und Herzog von Bayern, unter den Segnungen und Gebeten seines Beichtvaters Berthold Eppelingen, aus dem Minoritenkloster in Heidelberg, in dem nämlichen Zimmer des Schlosses, in welchem er vor fünfundsechzig Jahren geboren worden war.

Außer seinem Beichtvater und seinem Leibarzte waren an dem Sterbebette versammelt: der Dechant Konrad von Regensburg, sein Kanzler, der Kanonikus Heinrich von der alten Kapelle zu Regensburg, sein Sekretär Konrad von Wildenrod, sein Marschall Friedrich von Tanne, sein Kammermeister, und Enzfried Lecco, Ulrich Grüll und Johann von Handschuchsheim, seine Kämmerer. In seinem Testamente setzte er fest, daß den Klöstern aller Schaden, den er ihnen zugefügt, vergütet und deßwegen auf vier Jahre alle Steuer erlassen werde. Auch machte er durch seinen letzten Willen so manches Unrecht wieder gut, das er verübt zu haben glaubte, und ließ Jenen, die er zu hart beurtheilt zu haben meinte, Gnade widerfahren. Zum Beschlusse wurde Mechtildis ersucht, diesen letzten Willen allenthalben nach Recht und Billigkeit vollstrecken zu lassen und dem Kloster Fürstenfeld für die Bestattung der Leiche eine anständige Belohnung festzusetzen. Heinrich von Hohenfels eilte mit der Trauerbotschaft der Leiche des Herzogs nach München voraus und diese wurde in das Kloster Fürstenfeldbruck abgeführt, das Ludwig zum immerwährenden Begräbniß der Fürsten seines Stammes bestimmt hatte.

Ludwig's Benehmen gegen seine erste Gemahlin hatte ihm den Beinamen des Strengen zugezogen, welchen er sich aber auch bei andern Gelegenheiten, besonders durch unerbittlich strenge Bestrafung der Raubritter erworben hatte. Die Zeitgenossen rühmen seine Andacht, die Feinheit

seiner Manieren, eine hohe, schöne Gestalt, seine Ordnungsliebe und besonders seine Sparsamkeit, welche den Ankauf so vieler und großer Güter möglich gemacht hat, womit er sein Land vermehrte. Daß Herzog Ludwig stets ein getreuer Anhänger und unterwürfiger Sohn der Kirche war, bewies er durch viele seiner Handlungen. Seine allzu rasche That, die Hinrichtung seiner Gemahlin Maria von Brabant, sühnte er in seinem zeitlichen Leben durch eine tiefe innere Reue und Stiftung des Klosters Fürstenfeld, und als im Jahre 1259 die höhere bayerische Geistlichkeit, wie seiner Zeit erzählt worden ist, unter sich Krieg führte und Leo, Bischof von Regensburg, gegen Konrad, Bischof von Freising, mit bewaffneter Hand zu Felde zog, legte sich Ludwig, als ein weiser Schiedsrichter, in's Mittel, versöhnte beide Prälaten und machte hiedurch dem ferneren Blutvergießen ein Ende. Die von dem Papste verworfene Sekte der Geißler ließ er in seinem Lande nicht Fortschritte machen. Die Klerisei hielt er für eine heilige, unverletzbare Gemeinde, gab ihren Gütern in seinen Gesetzen ein Vorrecht und sprach ihre Personen von aller weltlichen Gerichtsbarkeit los. Die Franziskaner in München und die Klosterfrauen auf dem Anger verdanken ihm ihr Daseyn, und noch selbst in seinem Testamente äußerte er die schönsten Beweise seiner gottseligen Freigebigkeit, indem er den Kirchengütern verschiedene Privilegien verlieh, dem Bisthume Freising das Schloß Mosbach einverleibte und den

Klöstern zu Weißenbronn, Thierhaupten, Biburg, Dießen und Kühbach eine vierjährige Befreiung von jeder Abgabe gewährte.

Unter Herzog Ludwig des Strengen Regierung hob sich München, dessen gewöhnliche Residenz in Bayern, zu einer bereits sehr ansehnlichen Stadt. Die Neuhauser-, Schwabinger- und Sendlinger-Gassen erscheinen in Urkunden als Vorstädte von München, welche an die alte, mit vier Thoren verschlossene Stadt angebaut waren. Diese vier Thore oder Thürme der alten Stadt waren: der Rathhausthurm, damaliges Isarthor, der Rufini, damals blaue Ententhurm oder Sendlinger Thor, der schöne Thurm oder das obere Thor, welches die Neuhauser Straße von der Stadt abschloß, und der Wilbrechtsthurm oder das Schwabinger Thor, am Anfang der Schwabinger Straße.

Die Anzahl der Bürger, Gewerbsleute, Handwerker, besonders der Handelsleute, vermehrte sich ungemein und schon im Jahre 1280 verlieh Kaiser Rudolph auf Anhalten des Herzogs Ludwig den Schuhmachern ein ausschließendes Privilegium, und den Lederern wurde verboten, angeschnittenes Leder zu verkaufen. Zwischen den Jahren 1265 und 1289 entstand der Stadtrath, welcher aus folgenden zwölf Senatoren bestand: Marquard Drechsl, Konrad Freimanner, Konrad Gagtenay, Sighard Sentlinger, Ainwyk, Sluder, Berchtold Schrenk, Heinrich Sander, Marquard Schirt, Dietl Guldin, Heinrich Euchil und Heinrich Altmann. Der erste von den

Bürgern gewählte Stadtrichter war Albrecht Muracher. Bald nach Ludwig's Tode erhielten von dessen Sohn, Herzog Rudolph, die Münchener ihren ältesten Freiheitsbrief (Gez. zu Munichen 1294 nächsten Samstag vor St. Johannes zu Sunnenwenden [19. Juni]), in demselben das Recht der Richter- und Rathsherrenwahl, der Besteuerung aller Einwohner, die Gerichtsbarkeit über dieselben in allen Fällen, den einzigen Todtschlag ausgenommen, und die Bestätigung der alten und gemeinen Rechte, welche die Bürger und die Stadt hatten.*) Hinzugefügt wurden noch einige Artikel aus dem Privat- und Strafrecht.

Daß Ludwig der Strenge Vieles auch für die Rheinpfalz, namentlich für das Schloß und die Stadt Heidelberg, wo er sehr gerne wohnte, gethan habe, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, kann aber bei dem Mangel von Nachrichten darüber nicht angeführt werden.

Ludwig II. hatte sich dreimal verheirathet. Die erste Gemahlin, die unglückliche Maria von Brabant, hatte ihm keine Kinder geboren. Die zweite, Anna von Schlesien, gebar ihm am 13. September 1267 einen Sohn mit Namen Ludwig, welcher am 7. September 1290 an einer durch den Grafen

---

*) Swem och der Richter oder anderem jenem iht gewoltes thot, und daz recht nit von im nemen wil, umb swaz er hinz im zesprechen hat, der sol daz den Burgären, die des rates pflegent, chlagen und anders nimen, mögen es dieselben im nit verrichten, so sollen sie es uns chund tun.

Kraft von Hohenlohe auf dem Turnier zu Nürnberg erhaltenen Wunde gestorben ist, und eine Tochter mit Namen Agnes, welche nur kurze Zeit lebte. Anna selbst starb nach nur eilfjähriger Ehe am 25. Juni 1271. Ludwig's dritte Gemahlin, Mechtild, Kaiser Rudolph's Tochter, mit welcher er am 3. November 1273 zu Aachen vermählt worden, und die daselbst am 23. Dezember 1304 gestorben ist, gebar ihm zwei Söhne: Rudolph am 4. Oktober 1274, Ludwig, nachmaligen Kaiser, wahrscheinlich im Jahre 1282, und drei Töchter, von welchen die ältere, Mechtild, 1287 mit Otto dem Strengen, Herzog von Lüneburg, vermählt wurde und 1319 am Palmsamstag gestorben ist, die zweite Nonne im Minoritenkloster wurde, und die dritte, Agnes, mit Heinrich, Markgrafen von Brandenburg, vermählt worden ist.

Vierzehntes Kapitel.

Innere Lage Bayerns.

Unter den letzteren Regierungen hat Bayern mannigfaltige neue Einrichtungen erhalten, von welchen die wichtigern um so weniger hier dürfen übergangen werden, weil sie bleibend für die spätere Geschichte sind und mit einzelnen Umwandlungen zum Theil noch jetzt sich erhalten haben.

Die Macht der Ministerialen und der Vasallen hatte sich seit dem großen Interregnum so schnell

und so sehr ausgebildet, daß sie weniger von den Herzogen, als die Herzoge von ihnen abhingen. Sie waren, was widersprechend scheint und doch so wahr ist, eine Hauptursache der Blüthe der Städte.

Da nur in den Städten Sicherheit gegen das Plündern und Brennen der fehdesüchtigen Ministerialen zu finden war, so zog sich allmählich jeder Schutzbedürftige in dieselben, wenn es seine übrige Lage erlaubte; auch freie Leute und viele aus den Familien der Ministerialen, welche entweder keine eigene Burg hatten, ihre gewöhnliche Lebensweise zu führen, oder keine Freude an den ewigen Unruhen fanden, wählten diese ruhigeren Wohnplätze. Wie in den Reichsstädten erhoben sich in den wichtigsten Orten Bayerns Patriciatfamilien und die Städte gewannen mit jedem Jahre an Menschenzahl, Wohlstand und durch beides an Wichtigkeit, unter freundlicher Begünstigung der Herzoge, welche über sie schalten konnten ohne Einfluß der Ministerialen, und hier Volk für ihre Unternehmungen und Einkünfte fanden, die sie von den Vasallen nicht erwarten durften.

Mit Scheelsucht blickten diese auf den Wachsthum der in ihren Augen niedrigen, von dem Erwerbe ihres Fleißes lebenden Volksklasse, durften aber keine Angriffe auf die bewaffnete Volkszahl und die festen Mauern wagen; an den Feldern der Bürger verübten sie mitunter ihre fruchtlose Feindseligkeit; die meisten ihrer Bedürfnisse mußten sie am Ende doch selbst von dem unritterlich lebenden Bürger beziehen. Selbst auf die gegen einen schnellen

Anfall mit Mauern umgebenen Flecken hatte das städtische System wohlthätigen Einfluß; hier saßen neben dem Bebauer des Feldes auch Handwerksleute, welche für die Bedürfnisse des Landmannes sorgten und durch ertheilte Privilegien das Recht erhielten, Märkte zu halten, wodurch sie selbst den Beinamen Märkte bekamen. Manche wußten sogar die Bewilligung größerer Märkte oder Dulten sich zu erwerben, welche in der Regel nur in den wichtigeren Städten gehalten wurden zur Nachbildung der Messen in den Reichsstädten; noch jetzt haben sich die starkbesuchten größeren Märkte in sehr unbedeutenden Orten nicht verloren.

Die Landleute lebten einige als Leibeigene des Gutsbesitzers, die größere Zahl war persönlich frei, der Hof, auf welchem sie saßen, blieb aber Eigenthum des Herrn, welches sie entweder auf Leibrecht benutzten, folglich wieder verlieren konnten, oder auf Erbrecht, wo sie vom Gute nicht entfernt werden durften, so lange die bedungenen Gülden und andere Lasten pünktlich geleistet wurden. Andere hatten sich frei oder als Zinsleute auf ihrem liegenden Eigenthum erhalten. Diese litten in den Zeiten der Fehde am meisten; was ihnen an Haus und Hof verderbt wurde, war ihr Schaden, sie mußten aus eigenen Kräften sich wieder zu heben suchen. Der unterthänige Bauer dagegen ließ den Gutsbesitzer für die Wiederherstellung der Gebäude, des Viehes rc. sorgen, wenn Feinde alles vernichtet hatten, und der Leibeigene forderte noch überdieß die Leibesnahrung

von seinem Gebieter. In diesem Umstande liegt die vorzüglichste Ursache, warum die Fehdekriege so unmenschlich, mit Sengen und Brennen und allgemeiner Zerstörung geführt wurden. Jeder dem Bauer zugefügte Schaden wurde dem befehdeten Herrn zugefügt, und das allmähliche Auszehrungssystem neuerer Kriege ließ sich nicht befolgen, weil die Einfälle eilig, meist auf Ueberraschung angelegt waren, in den nächsten Wochen der Gegner längst wieder verwüstend in einem andern Bezirke stand und fürchten mußte, daß der Befehdete Gleiches mit Gleichem vergelte; es waren äußerst unstäte Raufereien.

Man sollte glauben, das ganze Land wäre auf diese Weise sehr bald eine Einöde geworden, aber dieß war nicht der Fall. Wollte der Gutsherr die Einkünfte von seinen Bauern — beinahe die einzigen, welche er hatte — nicht verlieren, so mußte er so schnell als möglich die hölzerne Hütte wieder herstellen, das nöthige Vieh nebst Wagen, Pflug und Samen herbeischaffen. Alles kam daher bald wieder in den ehemaligen Zustand, und sehr wenige Dörfer sind ganz zu Grunde gegangen.

Es versteht sich von selbst, daß der Gebieter eigene Gerichtsbarkeit über sämmtliche Genossen seines Eigenthums ausübte. Er betrachtete den Leibeigenen, so wie das Pferd und den Ochsen als einen Theil seiner Habe, nur ihm gehörte er zu, galt nicht als Mitglied der Nation, mit Recht hießen daher die Bauern auch in diesem Sinne arme Leute. Dieß stammt aus den Wäldern Deutschlands, wo der

Leibeigene zwar in der Lebensweise nicht schlechter gehalten wurde, als die Mitglieder der Familie selbst, aber dessen ungeachtet ganz von der Willkür seines Besitzers abhing. Die Gesetze der Franken und der Bojoarier legten Strafe auf den Mord des Leibeigenen, aber welche Strafe! Das Leben des freien Mannes wurde vergütet mit 200 Soldi, das des Leibeigenen mit 36 Soldi, und diese wurden überdieß nicht an die Kinder des Ermordeten, sondern an den Gutsherrn bezahlt. Wachsende Bildung brachte mildere Sitte, und setzte Todesstrafe auf den Mord des Leibeigenen. Der Schwabenspiegel sagt darüber: „Die Meister, welche diese Landrecht gemacht haben, sprechen also: wer seinen eigenen Knecht todtschlägt, dem nimmt man billig sein Leib.“ Doch ist kein Beispiel bekannt, daß die gedrohete Strafe je vollzogen worden ist.

In den Urverhältnissen hatte Niemand das Recht, sich in des Hausvaters Familienverhältnisse zu mischen, hier war er Gerichtsherr; dabei blieb es. Wo der Hausherr nicht in Streit mit den Nachbarn kam, hatte der Richter keine Einsprache auf die kleineren häuslichen Verhältnisse; der freie Mann übte ungehindert über seine Hausgenossen das, was man niedere Gerichtsbarkeit, Hofmarktsrecht nennt.

Als anderweitige allgemeine Regel galt durch alle Jahrhunderte der Vorzeit, daß ein Jeder von seines Gleichen müsse gerichtet werden, also auch der Bauer, wenn er nicht leibeigen war. Daraus

entstanden die Ehehaften, wo der Schulz oder Obmann nebst seinen Beisitzern die streitigen und andere kleinere Verhältnisse unter den Nachbarn auszugleichen suchte, welche alte Sitte sich in einigen Gegenden noch bis jetzt erhalten hat. Auch hier hatte der Gutsbesitzer seine Hand mit im Spiel, weil so Manches ihn unmittelbar betraf. Und da die ehemaligen Zeitgerichte durch die Zertrümmerung der Gauen verschwunden waren, so traten an ihre Stelle die Dorfgerichte, wo der Herzog durch Unterbeamte richten ließ, wenn die Unterthanen ihm gehörten. Da aber die meisten in die Hände der Dienstmannen gekommen waren, so warfen sich nun diese als Richter auf, und übten Rechtspflege nicht bloß über ihre Leibeigenen, sondern über jeden Bewohner des Dorfes, auch über andere, welche gegen den Bewohner des Dorfes zu klagen hatten. — Höhere Vorrechte hatte das Hofmarksrecht, weil es sich auf die Person des freien Besitzers gründete, und selbst die Oberherrschaft nicht unmittelbar in das geschlossene Gut eingreifen durfte; größere Ausdehnung des Gerichtsstandes gaben aber die Dorfgerichte.

Die alten unmittelbaren Reichsgrafen besaßen nicht nur die bürgerliche Rechtspflege im vollen Umfange, welche sie auf ihren Landgerichten ausübten, sondern auch den Blutbann, den die Kaiser mit ihrem Fahnenlehen ertheilten. Die Ministerialen bei allem ihrem errungenen Einflusse galten selbst noch nicht als völlig freie Leute, ihr Gut war gelehntes Gut

von dem Oberherrn, dieser nur konnte folglich allgemeiner Richter seyn und ihre von nun an mehr und mehr wiederholten und endlich durchgesetzten Versuche, die Vorrechte der Freiherrn sich zuzueignen, sind offenbarer Eingriff in das Richteramt des Landesfürsten.

Höchster Richter blieb indessen immer der Herzog über die Untergebenen des aufkeimenden Adels, und in jeder Rücksicht über die unmittelbar zu seinen Domänen gehörigen Bauern. Den Bürgern verstattete er willig eigenes, seinem eigenen Vortheile unschädliches Gericht. In München stand, wie in den Reichsstädten, an der Spitze des von der Bürgerschaft gewählten Rathes der Bürgermeister, in Landshut war der Stadtrichter Vorsteher der Bürgerschaft und des Rathes; nach diesem Muster bildeten sich die übrigen Städte, und auch die Märkte erhielten eigenes Gericht. Ueber die Ministerialen richtete der Herzog nach dem Lehenrechte, folglich nach dem Spruche ihrer Mitgenossen, welche selten dem Angeklagten wehe thaten, um sich selbst nicht wehe zu thun.

Ehemals zogen die Herzoge von Bezirk zu Bezirk; meist unter freiem Himmel sprachen sie öffentlich Recht, und bei Streitigkeiten höherer Art wurden die Landstände, geistliche und weltliche, zu dem Landtage aufgefordert. Dieß hatte sich aber längst geändert: Die weltlichen Landstände waren größtentheils verschwunden, die wenigen noch übrigen ohne Gericht wurden als Untergebene behandelt, und die

Bischöfe, in ihrer Unabhängigkeit mehr und mehr befestigt, hätten auf allgemeinen Landtägen das Uebergewicht über den Herzog gewonnen: er berief daher keinen Landtag mehr. Auch waren für das persönliche Gerichtsitzen die Geschäfte zu weitläufig und der Herzog als Landesherr zu groß geworden. Man bestellte daher eigene Richter für die Rechtspflege; Kastner zur Beitreibung der Naturalgefälle mußten längst vorhanden seyn. Als aber unter den letzten Herzogen die Länder bedeutend an Ausdehnung gewonnen hatten, da vertheilte Ludwig der Strenge und eben so sein Bruder Heinrich sein Gebiet in zwei große Kreise, deren jedem ein Vizdom (Vice-Dominus) vorstand. Schon der Name zeigt, daß er die Person des Gebieters in seinem Bezirke vorstellte. Die höchste Rechtspflege, Besorgung der Finanzen und des Kriegswesens, so weit es von dem Lehnsysteme unabhängig war, lag in seinen Händen vereinigt. Er selbst war durch den Herzog aus dem Körper der Ministerialen zu seinem hohen Amte gelangt, und eben so die unter ihm stehenden Richter, Pfleger oder Amtleute. Da sie aber selten die erforderlichen Kenntnisse zur Führung der Geschäfte hatten, so blieben ihnen Ehre und Einkünfte, das Amt besorgten die ihnen untergeordneten Landrichter, so wie die Kastner noch ferner die herzoglichen Gefälle sammelten. Schergen, auf den Dörfern herumwandernd, thaten die kleinen Geschäfte ab, besorgten die Ladung vor Gericht, bemächtigten sich der Missethäter und vollzogen die vor-

geschriebene Strafe. Freie Leute wurden zu diesem nicht unwichtigen Geschäfte verwendet, und fand sich kein tüchtiger Mann, so ordnete das Gesetz an, daß der Herzog einen seiner Leibeigenen frei lassen müsse, um der Stelle vorstehen zu können.*)

Herzog Ludwig hatte wie sein Bruder Heinrich die letzten Jahre seines Lebens auf die innere Einrichtung seiner Länder in Bayern und der Rheinpfalz verwendet. Sein Herzogthum in Bayern hatte er in zwei Vizdomämter getheilt, in jenes von München, welches vierzig Aemter des Oberlandes diesseits der Donau, und in jenes von Lengenfeld, welches dreißig Aemter desselben jenseits der Donau in sich begriff. Die Vorstände dieser Aemter, Richter, Pfleger, Kastner, nahm der Herzog größtentheils aus seinen und der eingezogenen Grafengeschlechter adelichen Dienstleuten, deren es damals in Bayern eine zahllose Menge gab. Da die meisten seit dem Aussterben ihrer Herrschaften ohne Dienst und demnach auch ohne Brod waren, weil die nicht sehr einträglichen Lehengüter zum Unterhalt von Leuten, die ihren Acker nicht selbst bestellen konnten, nicht hinreichten, so nahmen sie ihre Zuflucht zu dem Mittel, welches sie bisher genährt hatte, zum Kriege auch mitten im Frieden. Sie waren es, welche durch ihre Räubereien und Plünderungen die herzoglichen Brüder immer unter sich und mit den Bi-

---

*) Zergeend die Fronbotten in einer grafſchafft, des landes herre sol seyner eygen lewt eyn teyl frey lassen, das er büttel mach dye frey seyent.

schöfen des Landes entzweiten und in verwüstende Fehden verwickelten. Den Hunderten nach durchzogen sie das Land, überfielen Dörfer, Flecken, selbst Städte, brandschatzten und plünderten sie und verbrannten sie am Ende. Die Reicheren von ihnen wohnten auf Schlössern auf hohen Bergen mit dicken Mauern und kleinen Fenstern. Von den Wachtthürmen lauerten sie Tag und Nacht auf vorüberziehende Reisende, überfielen sie aus einem Hinterhalt, raubten sie aus, nahmen sie gefangen und schlossen sie in ihre Thürme oder Burgverließe so lange ein, bis ihre Verwandten durch schweres Lösegeld sie freimachten. Solche Raubschlösser fanden sich in großer Menge in der Rheinpfalz und in der obern Pfalz, wahrscheinlich von Vasallen der Hohenstaufen erbaut, weniger in Niederbayern, wo der Feldbau leichter Nahrung bot. Herzog Ludwig und Kaiser Rudolph waren immer beschäftigt, um durch Vertilgung dieser Raubritter und ihrer Schlupfwinkel den gesellschaftlichen Zustand wieder in Ordnung zu bringen.

Diese höchste Leitung der Geschäfte vom Hofe aus besorgte der Protonotarius oder Staatssekretär, auch Apokrisiarius genannt, nebst dem untergeordneten Kollegium der Notarien; ihm zur Seite stand bei Ausfertigung schriftlicher Angelegenheiten der Kanzler; vor beiden hatte den Rang der erste Hofkaplan und zugleich Siegelbewahrer, vorzüglich die geistlichen Geschäfte wurden durch ihn und die ihm beigegebenen Kapellane besorgt. Diese Stellen konnte

kein Anderer als ein Geistlicher bekleiden, weil sie mannigfaltige Kenntnisse und zum Theil Gelehrsamkeit erforderten; durch sie ordnete der Herzog, was er ohne anderweitigen Einfluß ordnen konnte. Aber neben ihm standen der Adel und die Ministerialen, welche, da sie schon seit längerer Zeit Räthe, oft Schiedsrichter bei den wichtigsten Landesangelegenheiten gewesen waren, nun immer lauter den Satz aufstellten, sie seyen die geborenen Räthe des Fürsten, und ihn auch bald geltend zu machen wußten, da derselbe ohne ihre Mitwirkung nichts Wichtiges ausführen konnte.

Die vier oder fünf Hofämter, welche einst die Herzoge für den Glanz ihrer Würde, zur Nachahmung des Kaisers und der hohen Geistlichkeit aufgestellt hatten, der Marschall, Truchseß, Kämmerer, Schenk, meistens auch der Jägermeister, sind nicht nur geblieben, sondern ihre Stelle wurde sogar erblich in ihren Familien. Die Verrichtung des Amtes an festlichen Tagen fesselte ihre Personen an den Hof, wo ihr Einfluß sehr wichtig wurde. Besonders der Marschall ertheilte Befehle im Namen des Landesherrn bei den zu seinem Wirkungskreis gehörigen Gegenständen, und bald erblicken wir ihn als Anführer und Sprecher der in eine allgemeine Verbindung tretenden Ministerialen.

Unter der Aufsicht dieser Hofämter stand zugleich, wie noch jetzt, das Hofpersonale der Herzoge, einige Köche, Schenken, Hofjunker, Spielleute, Jäger und gemeine Diener; dieß war so ziemlich

das Ganze. Doch verursachten die Pferde einen bedeutenden Aufwand, weniger die für den unmittelbaren Gebrauch des Herrn bestimmten, als die Zahl der zum öffentlichen Dienste, Versendung der Befehle ꝛc. in Bereitschaft stehenden; 130 Pferde unterhielt zu den alltäglichen Bedürfnissen der Hof von Niederbayern. Die ausgebreiteten Domänen, welche der Herzog auf die nämliche Weise benützte, wie der Edelmann sein Eigen- und Lehengut, reichten hin zu den Kosten des Hofstaates, das Meiste wurde aus den Erzeugnissen der Erde bezogen und mit demselben die Besoldungen ꝛc. bestritten. Da aber die Einrichtungen des Staates allmählich kostspieliger wurden, das Kriegswesen und auch der steigende Luxus an Kleidern, Kleinodien ꝛc. mehr Geld als ehemals erforderten, so mußten theils die Zölle das Fehlende ergänzen, theils nahm man seine Zuflucht zu geringhaltig ausgeprägter Münze und zu dem Ertrage der schon damals reichen, zu den Regalien gehörigen Salzwerke, deren obere Aufsicht Sache des Fürsten war, ob sich gleich in den frühern Zeiten viele Beispiele finden, daß Privatpersonen an der Benutzung einzelner Abschnitte Antheil hatten.

Unmittelbare Steuern waren ein verhaßter Name durch ganz Deutschland; man konnte den Begriff nicht fassen, daß ein freier Mann von seiner Person oder dem Eigengute an Jemand andern Abgaben leisten sollte, da der Vasall und Ministeriale durch seinen persönlichen Dienst schwer bezahle, und der Unterthänige ohnehin seine Last kaum ertrage. An

eine gewöhnliche Landessteuer ist daher in Bayern noch nicht zu denken; bald aber findet man bei Verlegenheiten der Landesfürsten die Forderung und auch die Bewilligung; das Beispiel von Oesterreich scheint gewirkt zu haben, wo zunächst an diese Zeiten grenzend Steuern von Familien, Gute und Einkünften häufig und mit schwerem Drucke durchgesetzt wurden. Nur eine Art Steuer war schon länger gewöhnlich, mehr zur Erleichterung als zum Drucke des Gebenden. Durch das Recht des Schirmrechtes (Advokatie) hatten die Herzoge manche Einkünfte bezogen und die Beamten die häufigen Forderungen durch Einquartierung von Jägern und Hunden rc. lästiger gemacht. Da kauften sich die Klöster durch eine bestimmte, jährlich bezahlte Summe los als Beisteuer zu den Bedürfnissen des Landes. Es fehlte dessen ungeachtet nicht an anderweitigen Forderungen, vorzüglich fingen die einst ausschließend den Kirchen bestimmten Zehnten an, mit beträchtlichen Abschnitten in das Weltliche hinübergezogen zu werden. Wenn nun, wie öfters geschah, die bisherigen Quellen nebst dem Antheile an den Strafgeldern, welche mehr in den Beutel des Richters als des Herzogs fielen, und das Zehren auf allgemeine Kosten bei den Reisen des Hofes nicht hinreichen wollten, so gab man einzelne Gefälle den Amtleuten in Pacht, verpfändete andere oder machte Anlehen, meistens bei Juden, welche durch ihr Schutzgeld ebenfalls zu den Einkünften beitrugen, aber sich reichlich zu entschädigen wußten und aller Ver-

folgungen von Seite des Volkes ungeachtet immer wieder überall anzutreffen waren.

Wissenschaftliche Ausbildung erhielt auch in dieser Periode meistens nur der Geistliche in seinen Klöstern und in den Hochstiften durch den Magister Scholarum; alle Stellen, wenn sie Gewandtheit in den Sprachen und in schriftlichen Aufsätzen forderten, waren daher mit Geistlichen besetzt. Unter ihnen zeichneten sich viele nicht blos durch theologische und philosophische Kenntnisse aus, sondern die Verwendung zu Staatsgeschäften hatte auch ihren Blick erweitert. Daher treten von nun an auch einheimische Geschichtschreiber aus ihrer Mitte hervor, welche trotz der Kürze, mit welcher sie ihre Geschichte schrieben, einen richtigeren Blick in das Innere von Bayern erlauben, als wir in früheren Zeiten durch die meist ausländischen Schriftsteller erhalten können. Der Abt Herman von Niederaltaich nebst seinem Fortsetzer Stero, der Propst Heinrich von Oettingen und Herzog Heinrich's Kanzler, der Abt Volkmar von Fürstenfeld ꝛc. zeichnen sich durch Einsicht und historische Treue vor den übrigen aus. In vielen Fächern der Gelehrsamkeit, wenn auch nicht in der Geschichte, erlangte damals allgemeines, durch tiefes Denken wohlerworbenes Ansehen der Dominikaner Albertus Magnus, aus Lauingen gebürtig, auf kurze Zeit Bischof in Regensburg, welches er freiwillig verließ, um in ungestörter literarischer Muße seine übrige Lebenszeit den Studien in Köln zu widmen. Hätte

er auch keine anderweitigen Verdienste, so bleibt schon sein Streben ehrenvoll für ihn, die fast ausgestorbene griechische Sprache aus dem Grabe hervorzurufen. Er selbst las noch den Aristoteles in der lateinischen aus dem Arabischen verfertigten Uebersetzung, aber durch seinen Schüler Thomas von Aquino wurde er Beförderer der Uebersetzung aus dem Griechischen, und erregte dadurch das Verlangen, die Ursprache kennen zu lernen.

Die literarische Bildung beschränkte sich jedoch schon nicht mehr einzig auf Dom- und Klosterschulen. Die Hohenstaufen hatten nach Italiens Beispiel Aufmunterung und Unterstützung zum Unterricht der Laien gegeben, und der gelegte Funke mußte schnell fangen in den Städten, wo ein ausgebreiteter Handel wenigstens die Kenntniß des Lesens, Schreibens und Rechnens auch dem Bürger wünschenswerth machte. Die neuen Anstalten wurden so allgemein, daß schon das Gesetz Rücksicht auf die Schulmeister nimmt, bestimmt, wann und wie sie die Knaben zu strafen haben und Verordnungen wegen des Schulgeldes gibt. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß das Beispiel auch auf die Städte Bayerns wirkte. Die ganze Gedankenreihe bei einem Manne, welcher lesen und schreiben kann, erhält neuen Umschwung; besonders mußte die deutsche Sprache dadurch schnell gewinnen. Allgemein nennt man Rudolph von Habsburg als den Regenten, der seines eigenen Bedürfnisses wegen die deutsche Sprache in schriftlichen Aufsätzen statt der bisher durchaus gewöhnlichen lateinischen ein-

führte. Im bayerischen Reichsarchive findet sich eine deutsche Privaturkunde vom Jahre 1240, in dem Archive in Freising trägt die älteste Urkunde die Jahrzahl 1274; die älteste ist aber wohl die Urkunde des Stifts Niederaltaich vom Jahre 1221. Die Urkunden der Klöster in den Monumentis Boicis beweisen, daß deutsche Urkunden in den zwei letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts beginnen und von nun an immer häufiger werden; aber bei Verhandlungen zwischen weltlichen Privatpersonen waren sie vielleicht schon früher üblich gewesen seit der Periode, da der Laie anfing, schreiben und lesen zu lernen. Für diesen war auch der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel in deutscher Sprache entworfen worden, wie wir wissen, die Sammlung von den Verfügungen und Gewohnheiten aus der hohenstaufischen Periode.

Die ausländischen Universitäten, welche die Bayern besuchten, waren Pavia, Bologna, Paris. In den Klosterbibliotheken befanden sich schon viele lateinische und griechische Klassiker. Von Künstlern sind genannt Hildebrandus und Herwardus als Maler; ein Siboto Chenich von Hohenmos wirkte Tapeten mit Bildern aus der Offenbarung Johannes. Als Aerzte kommen vor: 1264 ein Konrad von Pföfflingen, zu Augsburg 1266 die Wittwe eines M. Wilhelm, ein M. Bernard, Physikus zu Schüttenhofen, und 1292 Ludwig der Arzt von München. Der Propst Otto zu Raitenbuch räth seinem Bruder, dem Abt Rupert zu Tegernsee, folgende Lebensweise,

die er selbst beobachtete: alle Morgen beim Aufstehen kaltes Wasser zu trinken, alsdann spazieren zu laufen, sich in ein Hitzbad zu setzen und in diesem einen gesalzenen Rettig zu essen.

Konstantinopel war noch der Hauptsammelplatz des Handels, von wo aus der weitere Weg nach Europa, Deutschland und Bayern also ging: auf dem schwarzen Meer in die Gegend von Cherson, den Dnieper aufwärts zum ukranischen Nowogrod und weiter zur berühmten damaligen russischen Hauptstadt Kiow, die nach Konstantinopel eine der größten und reichsten Städte gewesen seyn soll. Mit Kiow standen alle deutschen und slavischen Länder in Handelsverbindung und holten dort durch Caravanen ihre Waaren selbst ab, oder ließen sich selbe über andere Zwischenplätze schicken. Auf einer Seite zog sich der Handel nach Moskau, deßgleichen über Nowgorod, dem Hauptkomptoir der Hanse, nach Wisby, Lübeck und so in's übrige nördliche Deutschland; auf der andern aber über Breslau, Prag nach Regensburg, welches lange die Hauptstadt alles indischen oder levantischen Handels für das ganze südliche Deutschland war. Schon aus dem zehnten Jahrhundert nennt die Geschichte einen überaus reichen Kaufmann in Regensburg, Namens Adelhard. Wechsler in Kiow stellten Zahlungsanweisungen auf Regensburger Bürger aus. In den Kreuzzügen waren Regensburger Schiffer die allgemeinen Frachtleute der frommen Kreuzfahrer. Die vornehmsten Einwohner der Stadt bestanden

größtentheils aus adeligen Rittern, Münzherren, Kaufleuten und wohlhabenden Bräuern. Diese hohe Blüthe der einst so mächtigen Stadt Regensburg verwelkte, als der levantische Handelszug über Kiow allmählich dadurch erschüttert wurde, daß die kreuzfahrenden Franken das byzantinische Reich eroberten und die Genueser und Venetianer sich der wichtigsten Handelsgeschäfte in Konstantinopel bemächtigten. Sie hatten schon 1252 einen Konsul daselbst, um den Handelsweg nach Italien zu lenken.

Wichtig sind die Handlungsnachrichten aus den Saalbüchern des Reichsarchivs von 1278, weil sie noch in die Endzeit des Kiow'schen Handels nach Regensburg unter der Regierung der Herzoge Ludwig und Heinrich fallen, aus der als solche Ereignisse, die sich nothwendig mit auf den Handel bezogen, diese zu bemerken sind: daß sich neben Regensburg auch München, Landshut, Vilshofen, Straubing zu einem städtischen Wesen erhoben, daß 1241 die Zinnbergwerke in Böhmen entdeckt und damit dem bisherigen englischen Alleinhandel ein großer mitbewerbender, dem benachbarten Bayern höchst nützlicher Markt eröffnet worden, daß 1268 Leipzigs erste Messe war u. a. m. Geregelt waren die Straßen sowohl zu Wasser als zu Land; als Märkte höherer Bedeutung nennen die Urkunden jener Zeit Landau, Regensburg und vor allen zu Ens den großen Markt, zu Landau die große Dult, zu Dingolfing, Dorffen, Passau rc.

Der größte Theil der in Ens aus Rußland

angelangten levantischen Waaren ging stromaufwärts nach Regensburg und aus dieser Niederlage in's ganze sogenannte Schwaben oder Oberland, ja mittels der Zwischenstation Memmingen sogar bis nach Frankreich. Dieser große unmittelbare Verkehr der Bayern mit Rußland und Polen hat wohl auch den zahlreichen jüdischen Kolonien in Bayern Ursprung oder Erweiterung gegeben, besonders in Regensburg, wo sie in einer eigenen Judenstadt wohnten, einen Juden-Hofmeister, Steuermeister, jüdische und christliche Juden-Richter hatten. Die Juden-Zölle sind überall uralten Gebrauches. Der Haß der Schuldner gegen die Gläubiger und die während der Kreuzzüge gegen die Juden eingetretene Zügellosigkeit zogen denselben unter mancherlei Vorwänden und Beschuldigungen die schrecklichsten Verfolgungen durch Plünderung, Ausjagung und später selbst lebendige Verbrennung zu. Später verordnet das Amberger Stadtrecht schon wieder milder: die Juden sollten mit den Bürgern dienen und anders nicht.

Aus Vergleichung der Zollrollen gehen folgende Sätze und Gewohnheiten hervor: Mauth hieß die Abgabe von dem, was vom Inland in's Ausland verführt wurde, Zoll von dem, was der Ausländer in's Inland hereinbrachte. Außerdem gab es noch Ungelt, Lokalzoll an einigen Orten, Scheibenmauth vom Wein, Korn und Salz, Thorzölle, Brückenzölle 2c. Die Zölle waren in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sehr gesteigert: wo vorher ein einspänniger Laden (zehn Zentner Ladung) nur

zwei Pfennige zahlte, forderte man jetzt vom Zentner einen Pfennig. Herzog Ludwig der Strenge verordnete in seinem Testamente, alle unberechtigten Zölle, d. i. alle jene, die nicht vom Reiche verliehen worden waren, wieder abzuschaffen. Für den herzoglichen Antheil des großen Zolles mußte der Pächter als Verehrung zu Hof liefern: fünfhundert Pfund Reis und Mandeln, einen Hausen, zwei Paar Jagdschuhe von Bockfell, zwei Paar Hosen und Socken von Scharlach, zwei Paar Handschuhe bis an Ellenbogen, außen von Biberfell, inwendig von Reh, einen Hut von Reh mit Läpplein oder wie ihn der Herzog tragen will; vom kleinen Zoll aber neunhundert Schüsseln.

In vorstehender Darstellung über die innere Lage Bayerns haben wir Manches, wie über die Verhältnisse der Leibeigenschaft, der Ministerialen, der Entwicklung des Städtewesens 2c., was in dem Kapitel „Theilung Bayerns" nur angedeutet worden ist, der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen ausführen zu sollen geglaubt.

Fünfzehntes Kapitel.

Nach Herzog Ludwig's Tod.

Nach dem Tode Ludwig des Strengen übernahm sein Sohn Rudolph nebst der Vormundschaft über seinen Bruder Ludwig die Regierung

sowohl im Herzogthume Oberbayern, als auch in der Rheinpfalz. Vergebens waren die Einreden der Mutter, welche nicht nur auf Vormundschaft, sondern auch auf Mitregierung Anspruch machte, indem ihr Gemahl, der Herzog Ludwig, schon im Jahre 1281 eine gleichheitliche Theilung seiner Länder unter seine Söhne angeordnet und der ältere dieser Söhne, der verstorbene Ludwig, dieser Anordnung ohne Widerrede beigetreten sey: sie mußte mit einem kleinen Strich des Landes Oberbayern, worunter Ingolstadt, Neuburg, Höchstädt an der Donau waren, vorlieb nehmen. Ihre Wohnung schlug sie im Schlosse zu Neuburg und Ingolstadt auf. Die Hoffnung und den Stolz ihres Lebens, ihren erst zwölf Jahre alten Sohn Ludwig, brachte sie an ihres Bruders, Herzog Albrecht's von Oesterreich Hof. Zu Wien bestand unter allen Stürmen des Zeitalters eine Freistätte für Künste und Wissenschaften. Am Hofe der Habsburger herrschten Anstand und adelige Sitte. Da, in Gesellschaft mit seinen jungen Vettern, war Ludwig der Theilnehmer ihrer Spiele sowie ihres Unterrichts; da schloß er besonders mit Friedrich, Albrecht's Sohn, einem lieblichen Knaben, jene Freundschaft, welche seinem Leben den größten Ruhm und Schmerz gebracht. Mehrere Schriftsteller rühmen die Erziehung, welche der bayerische Prinz daselbst genossen und dessen Fortschritte nicht nur in den Leibesübungen aller Art, sondern auch in den Wissenschaften und in guten und feinen Sitten, wie sie einem Fürsten geziemen. Nur die lateinische

Sprache wollte der Prinz nicht erlernen, ein Umstand, welcher ihm in der Folge zu großem Nachtheil gereichte.

Herzog Rudolph verlobte sich am 19. Mai 1294 mit Mathilde, dritter Tochter des Königs Adolph von Nassau. Die Vermählung geschah zu Nürnberg am 2. September in Gegenwart der Mutter und vieler fürstlicher Personen und wahrscheinlich auch des Königs Adolph, welchen Rudolph von da aus nach Sachsen begleitete. Beide kamen zu Anfang des folgenden Jahres wieder nach Bayern zurück.

Während ihres Aufenthaltes zu Regensburg brachte der Bischof Heinrich vor den König eine Klage wider die Bürger der Stadt, welche zur Erbauung einer Mauer und eines Stadtgrabens nicht nur von allen weltlichen Einwohnern der Stadt eine Steuer erhoben hatten, sondern auch von den Geistlichen sie forderten. Dieses wäre wider Recht und Sitte, sagte der Bischof, wider die Immunitäten und Freiheiten der Geistlichkeit. Er verkenne übrigens den Vortheil nicht, der neben den andern Einwohnern auch der Geistlichkeit aus dem Mauerbau erwachse, und wenn er ersucht werde, so wolle er einen stattlichen Beitrag machen, aber gegen eine förmliche Besteuerung müsse er seine und seiner Geistlichkeit Rechte verwahren. König Adolph that nach vielen und langen Verhandlungen den Ausspruch, daß Rath und Gemeinde zu Regensburg von der geforderten Steuer abstehen und die Geist-

lichkeit ihrer Freiheiten ruhig genießen lassen solle. Damit waren aber die Bürger nichts weniger als zufrieden, und nannten von der Zeit an den König Adolph statt den römischen den Pfaffen-König.

Um diese Zeit starb Bischof Heinrich von Regensburg, nachdem er sein Oberhirtenamt neunzehn Jahre lang verwaltet hatte. Die gleichzeitigen Geschichtsschreiber rühmen nicht nur seine Wohlthätigkeit und kluge Haushaltung, sondern ganz besonders seine Friedfertigkeit. Bei den steten Zwistigkeiten der Fürsten des pfalzbayerischen Hauses war er der beständige Vermittler und Obmann der Schiedsgerichte, und auch in den Streitigkeiten mit der Bürgerschaft von Regensburg hat er immer einen billigen und friedliebenden Sinn gezeigt. Die Summe Geldes, welche er für seine verkaufte Grafschaft Rotteneck erhielt, verwendete er ganz auf den Bau der Domkirche; es kam aber bei allen Anstrengungen während seines Lebens nicht mehr als der vordere Theil dieses schönen und erhabenen Gebäudes zu Stande.

Bald nach seinem Tode brach der Krieg zwischen Salzburg und Oesterreich wieder aus. König Adolph war wider Albrecht auf Seite des Erzbischofs Konrad und drohte mit einem Kriegsheer in Oesterreich einzubrechen. Die Herzoge von Bayern nahmen aber dieses Mal keinen Antheil daran, und der angedrohte Feldzug unterblieb. Albrecht's Haß gegen König Adolph ward dadurch noch mehr verstärkt. Er hatte auch keinen ganz ungegründeten Arg-

wohn, daß König Adolph die Meuterer begünstige, welche im Laufe dieses Jahres einen Aufstand gegen ihn erregt hatten, und daß man damit umgehe, ihn sammt den verhaßten Schwaben aus Oesterreich zu vertreiben. Diesen Plan suchte nun Herzog Albrecht, auch der eigenen Rettung wegen, zu vereiteln und seinen verhaßten Gegner König Adolph nicht nur zu demüthigen, sondern wo möglich ganz zu Grunde zu richten.

Bei einer Zusammenkunft der Fürsten Deutschlands in Prag im Juni 1297 brachte Albrecht durch Geld und gute Worte nicht nur seinen Schwager, den Böhmenkönig Wenzel, sondern auch zwei Markgrafen von Brandenburg, den Herzog von Sachsen und selbst den Kurfürsten Gerhard von Mainz auf seine Seite. Dieser Letztere war es, welcher den König Adolph erhoben hatte. Da dieser sich aber gegen ihn weniger dankbar bezeigte, als er verlangen mochte, so beschloß er, ihn wieder von der Höhe herabzustürzen, auf die er ihn erhoben, und den deutschen Thron an einen Fürsten zu verleihen, der dankbarer wäre. Es wurde beschlossen, den König Adolph, weil er von den Engländern für zugesagte Hilfe gegen Frankreich 100,000 Pfund Subsidien genommen, weßhalb die deutschen Fürsten ihn einen gemeinen Soldaten nannten, der um Lohn diene und den Thron der Deutschen entehre, abzusetzen und an seine Stelle Herzog Albrecht von Oesterreich zu erheben. Zu diesem Ende sollte dieser dem Könige Adolph den

Krieg ankündigen und ein Kriegsheer in Schwaben aufstellen.. Da der Krieg mit dem Erzbischof von Salzburg noch immer fortdauerte und auch mit den Herzogen von Niederbayern ein förmlicher Friedensvertrag noch nicht abgeschlossen war, so war nun Albrecht's erstes Geschäft, sich durch Abschließung eines Friedens mit beiden Gegnern den Rücken zu decken. Mit dem Erzbischof kam durch Schiedsmänner der Friede am 24. September 1297 zu Stande, mit Niederbayern am 27. Februar 1298. Herzog Albrecht zahlte an Herzog Otto 2000 Mark löthigen Silbers (48,000 fl.) als noch immer nicht berichtigte Heimsteuer von Otto's letzter Gemahlin, welche Herzog Albrecht's Schwester war. Die Berichtigung einer streitigen Grenze soll durch eine beiderseits zu ernennende Kommission geschehen, die beider Fürsten gute Freunde und treue Beiständer seyen gegen Jedermann, doch nimmt Otto den König Adolph und den Herzog Rudolph von Oberbayern aus, gegen welche er nie streiten wolle.

Vom freien Durchzug eines österreichischen Heeres durch Bayern ward im Vertrage nichts erwähnt. Als daher zu Anfang der Fastenzeit Herzog Albrecht mit dem indeß gesammelten Kriegsheere durch Bayern nach Schwaben ziehen wollte und bereits bis Linz gekommen war, verweigerte Otto den Durchzug, und Albrecht mußte abermals tausend Mark Silber an ihn bezahlen für den Schaden, den seine Unterthanen bei dem Durchzuge

erleiden könnten. Otto erklärte bei einer Zusammenkunft dem Herzog auf eine ganz freundschaftliche Weise, daß er ihn zwar unter der genannten Bedingung ungehindert durch sein Land ziehen lassen wolle, aber in einem Kriege gegen Adolph sein Gegner seyn müsse, weil er dem Könige die schuldige Hilfe versprochen. Auch Rudolph, Herzog in Oberbayern und Pfalzgraf am Rhein, hatte sich für König Adolph, seinen Schwiegervater, erklärt, und 100 Ritter, 60 Speerknappen nebst ebenso vielen Schützen in das Feld gestellt. Seine Mutter dagegen, die Herzogin Mechtilde, und ihr zweitgeborner Sohn Ludwig, welcher zu Anfang des Jahres 1297 wieder nach Bayern gekommen, waren andern Sinnes; sie erklärten sich für Herzog Albrecht, so wie die Bischöfe von Freising und Passau, und der Erzbischof von Salzburg.

Als nun bald darauf der Krieg wirklich ausbrach, zogen die niederbayerischen Herzoge Otto und Stephan (ihr Bruder Ludwig war gegen Ende des Jahres 1296 gestorben) über den Lech und die Donau durch Schwaben an den Rhein, dem Könige Adolph zu Hilfe. Bei dem Schlosse Leitstetten am Neckar wollte ihnen Albrecht, Graf von Haigerloch, ein eifriger Anhänger des österreichischen Herzogs, den Weg versperren. Er wurde aber mit dem größten Theile der Seinigen von den Bayern im Treffen erschlagen. Er soll die Zierde der Ritterschaft und einer der tapfersten Männer jener Zeit gewesen seyn. Frohlockend empfing König Adolph, eben das

Städtchen Ruffach belagernd, die Bayern. Auch waren sie es, welche, ihren alten Ruf der Tapferkeit aufs Neue bewährend, am entscheidenden Tage in den Gefilden von Gelheim die Schlacht gegen den übermächtigen Feind eröffneten. Ihren von der Uebermacht Albrecht's bedrängten Schaaren kam König Adolph zu Hilfe. Er war ein unerschrockener Mann: mit abgeworfenem Helm stürzte er in das Gefecht, Albrecht im dichtesten Gedränge suchend. Dieser aber hatte mehrere Ritter ihm gleich sich wappnen lassen, theilte Adolph's Heer durch eine Scheinflucht und eines dieser seiner Abbilder erschlug Adolph im Gefechte, dessen Heer nun eine völlige Niederlage erlitt, am 2. Juli 1298. Die Bayern hatten ihren Platz behauptet, Herzog Otto drei schwere Wunden erhalten. Als sie vom Tode Adolph's Nachricht erhielten, zogen sie sich mit ihren Kriegsleuten nach Worms, und da hier mit Adolph's Glück auch die Treue der Stadt ein Ende genommen hatte, nach Heidelberg zurück und blieben daselbst bis zu dem 28. Juli, an welchem Tage nach mehrfälligen Verhandlungen Albrecht's Wahl zum deutschen Könige zu Stande kam.

Andere merkwürdige Ereignisse, welche sich in diesen Jahren in Bayern zugetragen haben, dürfen nicht mit Stillschweigen übergangen werden; sie sind Beiträge zu einem Gemälde der Sitten dieser Zeit.

Mechtildis, Herzog Ludwig's des Strengen Wittwe, verwaltete, während ihr Sohn Ludwig sich am Hofe zu Wien befand, die ihr und diesem

angehörigen Lande mit männlich weisem Geiste; sie schirmte das Recht und ehrte frommen Sinnes die Kirche mit Freigebigkeit oder Wachsamkeit, wenn einer ihrer Diener seines heiligen Standes unwürdig lebte. So verschwendete Propst Friedrich von Diessen die reichen Einkünfte seines Klosters durch Gastereien, bei welchen immer eine große Anzahl von Gästen in Saus und Braus lebte. Mechtildis rettete das Kloster durch kluge Einrichtungen vom Abgrunde und übergab die Verwaltung desselben Berchtold, dem redlichsten Manne des Stiftes. Zuerst machte sie ihn zum Propste von Diessen und nahm dann den klugen wackern Mann an ihren Hof, wo er ihr Oberkaplan und Geheimschreiber und endlich oberster Hofmeister wurde. Er starb 1316.

Gerne hätte die hohe Frau in die ganze Haushaltung Bayerns gleiche Ordnung, Sparsamkeit und Liebe zur Gerechtigkeit gebracht. Doch stand ihr bei ihrem Sohne Rudolph in dieser Beziehung ein großes Hinderniß im Wege. Den Fürsten wie das Land beherrschte damals die Selbstsucht eines Günstlings. Otto Krondorfer, so hieß derselbe, war des Herzogs vertrauter und erster Rath, von niedriger Herkunft, aber feinem Verstande. In verworrenen Geschäften gewandt und klar und im schmeichelnden Einklang zu jeder Stimmung seines Herrn wußte er denselben unmerklich zu dem eigenen Vortheile zu lenken. Er hatte kein anderes Ziel, als in Willkür zu gebieten und in Fülle zu prassen. Liebe des Guten und Gerechten vertritt in vielen

Dingen den Mangel großer Einsicht, aber die glänzende Geistesgabe niemals den Mangel redlichen Gemüthes. Krondorfer, die Feigen durch Furcht, die Feilen durch Gaben unterjochend, konnte die Herzogin Mechtildis weder gewinnen noch schrecken. Darum mußt' er sie fürchten und aus seinen Wegen zu verbannen suchen. Er streute deßhalb Zwietracht zwischen der Mutter und ihren Söhnen. Lange hielt er sie von einander entfernt, bis die kluge Fürstin endlich den Höfling zu überlisten wußte und seine Verbrechen an den Tag brachte. Da ließ der enttäuschte Pfalzgraf den falschen Diener ergreifen, nach Dachau führen und da die Befehle seines Zornes an ihm vollziehen. Es wurden ihm die Augen durchbohrt und die Zunge ausgeschnitten.

Kurze Zeit nach dem Tode Ludwig des Strengen ließ Bischof Wolfhart von Augsburg das den Augsburgern zum Trotz erbaute bayerische Schloß Kaltenberg am Lech zerstören. Zur Vergeltung überfiel in der darauffolgenden Nacht Rudolph's Hauptmann Konrad von Haltenberg das nicht weit davon liegende Schloß Mergenthal, und nahm es im nächtlichen Sturm. Schon am andern Nachmittag erschien die Bürgermiliz von Augsburg, um das Schloß wieder zu nehmen, wurde aber mit blutigen Köpfen wieder zurückgetrieben. Ein vom König Adolph gebotener Waffenstillstand sollte bis Martini währen; aber schon am 9. Oktober ließ Herzog Rudolph Mergenthal von Grund aus zerstören, worauf die Augsburger, Heinrich, Markgrafen von

Burgau, und einen Grafen von Zollern an ihrer Spitze, gleichfalls ins bayerische Gebiet einbrachen, das Schloß Oberthal plünderten, den herzoglichen Pfleger Kümerger gefangen nahmen und das Schloß in Asche verwandelten. Friedberg, welches sie gleichfalls angriffen, widerstand, bis Herzog Rudolph mit dem aus Niederbayern zu Hilfe gerufenen Vetter Stephan ankam. Ein neuer Waffenstillstand, von Adolph geboten, dauerte wieder nur bis zu Anfang des Jahres 1295. Da überfielen die Augsburger das den Rittern von Wildenrode gehörige Schloß Pael (oder Biehl) und zerstörten es. Die Wildenrode in der Meinung, es rühre dieß von ihren Feinden, den Rohrbeckern her, ermordeten eines Tages, da sie in Landsberg wegen des Augsburger Kriegs bei einer Unterhandlung zusammen waren, Weinhard von Rohrbeck. Engelschalk von Wildenrode und sein Vetter Konrad von Haltenberg stachen ihm während der Sitzung die Schwerter durch den Leib; Konrad von Wildenrode saß ihm zur Seite und suchte vergebens die Gräuelthat abzuwehren. Da sie sehr angesehene und mächtige Familien waren, so kam Rudolph auf die Anzeige dieser Mordthat vom Rhein her nach Bayern, und obwohl er den Wildenroden außerordentlich günstig war, so mußte er doch auf Klage der Rohrbecker ein Blutgericht anordnen. Es hatte zu München statt: die Herzoge von Niederbayern und der Bischof Enicho von Freising waren Beisitzer. Von den Wildenroden erschien keiner, sie waren über die Alpen nach Italien

geflohen und in die Dienste von Verona getreten; nur Konrad blieb im Lande, seiner Unschuld sich bewußt, aber vor Gericht erschien er auch nicht, indem er die Rache der Rohrbecker fürchtete. Diese, begleitet von ihren zahlreichen Feinden, brachten das blutige Gewand Weinhard's und ruhten nicht eher, bis alle Wildenrode von den Richtern als Mörder verurtheilt wurden. Nun begehrte Konrad, der auf einem seiner festen Schlösser saß, ein neues Gericht. Er wurde durch dasselbe zwar nicht zum Tode, aber zur Verbannung verurtheilt, und seine Schlösser Haltenberg und Lechsberg fielen dem Herzog anheim. Die Rache der Rohrbecker dehnte sich in der Folge noch weiter auf die ganze Sippschaft der Wildenrode aus. Dieses alte reiche Geschlecht mußte, um sicher zu seyn, auswandern oder in Städten Schutz suchen.

Die Fehde mit Augsburg dauerte nach der Zeit noch bis 1297, wo im Monate Mai ein Vergleich zu Stande kam zwischen Rudolph, Mechtilde, seiner Mutter, und Ludwig, seinem Bruder, einerseits und dem Bischof Wolfhart, Kapitel und Rath der Stadt andererseits.

Auch mit der Stadt Regensburg gerieth Bayern in Fehde, welches auf folgende Weise geschah: König Adolph ist der Erste gewesen, welcher, wie bereits erwähnt worden, deutsches Blut um englische Hilfsgelder gegen Frankreich verkaufte. Auch von Bayern miethete er Kriegsvolk; für hundert Pferde und sechzig Speerknappen und eben so viele Schützen bezahlte er zweitausend Mark Silbers baar und in

Anweisungen auf die Reichssteuer von Memmingen, welche auf die Judenschaft in Regensburg ausgestellt waren. Als die niederbayerischen Herzoge nun ihre Räthe zur reichen Stadt schickten, die Summe zu erheben, erhoben sich Zweifel, Weigerung und Streit. Das Volk vergaß die den Herzogen schuldige Ehrerbietung und mißhandelte die Diener derselben, die nur mit Noth entkamen. Deßhalb untersagten die beleidigten Fürsten allen Handel und Wandel mit Regensburg, und sperrten sogar die Zufuhr der Lebensmittel. Dieß duldete die Bürgerschaft nicht: sie zog bewaffnet aus und plünderte und verbrannte den Flecken Abach und anderes benachbartes Gut der Fürsten. So begann offener Krieg und ein bayerisches Heer belagerte die Stadt. Diese war jetzt fester als jemals, auch größeren Umfanges, seitdem die Vorstadt, worin die Klöster zum hl. Kreuz und St. Jakob lagen, in die Ringmauern aufgenommen waren. Viel Uebles geschah, noch mehr drohte, da vermittelte Bischof Konrad von Regensburg. Als die Juden versprachen, die Anweisung zu honoriren und die Bürgerschaft tausend Pfund für Kriegsschaden erlegte, wurde die Sperre aufgehoben und Frieden und Einigkeit hergestellt.

Kurz nach diesem Vorgang erhob sich in Regensburg und in andern Theilen von Bayern und Deutschland eine harte Verfolgung der Juden. Man sagte allgemein, sie hätten den Christen zum Trotz eine consecrirte Hostie in einem Mörser zerstoßen, es wäre Blut geflossen; auch hätten sie kleine Christenkinder auf eine grausame Weise umgebracht. Ein

begeisterter Schwärmer, Namens Rindfleisch, stellte sich als ein von Gott berufener Rächer an die Spitze eines Volkshaufens und machte öffentlich kund, daß er von Gott den Auftrag erhalten, die ganze Nation bis auf den letzten Säugling auszurotten. Bald sammelte sich um ihn eine große Menge beutelustiger Menschen, und selbst Obrigkeiten begünstigten den Unfug. Die gleichzeitigen Jahrbücher reden von unmenschlichen Grausamkeiten, welche zu Nürnberg, Würzburg, Rotenburg, Amberg, Neumarkt und an andern Orten gegen die Juden verübt worden sind. Als auch die Regensburger Bürger gegen sie losbrechen wollten, erließ der Rath den Befehl, Diejenigen nicht zu richten und zu verdammen, die Gott nicht richtet, und dem rächenden Arm der Gerechtigkeit nicht vorzugreifen.

Herzog Rudolph war nach der Schlacht bei Gilheim gleich andern Ueberwundenen genöthigt, sich vor dem Sieger zu beugen, den Grimm tief im Herzen tragend. Albrecht war freundlich mit den Fürsten, so lange er sie nöthig hatte; aber als er einmal auf seinem Throne befestiget war, führte er eine andere Sprache. So fragte er den Gütern des Reiches, den schönen Burgen, den einträglichen Zöllen am Rhein nach, welche durch König Adolph's Armuth oder Schlaffheit in fremde Hände gekommen waren. Er forderte sie, als dem Reiche entwandt, mit Drohen zurück. Dadurch machte er sich die meisten Fürsten zu Feinden, und es war schon davon die Rede, man solle das Reich einem Andern geben, und der Pfalzgraf sein Amt über den Herzog von

Oesterreich verwalten, der — wie man glaubte — mit eigener Hand seinen Herrn und König erschlagen habe. Sie rüsteten sich; Rudolph mit ihnen. Doch Albrecht war darauf vorbereitet, er überraschte und überwand sie einzeln; der erste war der Pfalzgraf. Diesem nahm er nun Schwabeck, die Stadt Schongau und Donauwörth, welches er zu einer Reichsstadt erhob. Rudolph nach einem hartnäckigen Kampfe besiegt, sah sich bald von seinen Bundergenossen verlassen, und da nun auch seine Vettern in Landshut sich mit König Albrecht aussöhnten, blieb auch ihm nichts Anderes übrig. Es geschah dieß durch die Herzogin Mechtilde, doch mußte Rudolph versprechen, die Mutter sowohl als den Bruder Ludwig an der Regierung Theil nehmen zu lassen. Rudolph that es, aber nur ungerne.

Hier an dem Zielpunkte unserer Geschichte angelangt, schließen wir dieselbe, indem wir noch der letzten Lebensjahre des Ritters Heinrich von Hohenfels gedenken, welchen wir seit dem Tode Ludwig des II. oder des Strengen aus den Augen verloren haben.

Wir verließen den Ritter als er die Trauerkunde von dem Tode des Herzogs von Heidelberg nach München überbrachte. Ludwig's hochherzige Wittwe suchte ihn an ihren Hof zu fesseln, damit er der treue Freund und Begleiter ihres Sohnes Ludwig sey. Heinrich aber, die ganze Wichtigkeit dieses hohen Berufes erkennend, fühlte sich einer so schweren Bürde nicht gewachsen, denn sein Körper siechte seit der Schlacht auf dem Marchfelde, wo er dem des Kaisers

Rudolph zum Schilde gedient hatte, und sein Geist wandte sich mehr und mehr ab von allem Irdischen und dem himmlischen Vaterlande zu, dessen seliger Bewohner er bald zu werden hoffte. Der Uebertritt aus diesem zeitlichen zum ewigen Leben — und Heinrich ahndete, daß er ihm nicht mehr ferne stehe — schien ihm ein zu wichtiger Augenblick, als daß er nicht eifrigst bestrebt gewesen wäre, sich hinreichend auf ihn vorzubereiten. Doch diese seine Absicht zu erreichen, mußte er sich los machen von aller irdischen Sorge, um sein Inneres, ganz und ungetheilt, mit Dem erfüllen zu können, was ihm die Reise in das ewige Jenseits leicht und seinen Eingang in dasselbe zu einem freudenreichen machen konnte. Er ordnete daher seine zeitlichen Angelegenheiten, hing seine Rüstung und sein Schwert, das er niemals für Unrecht und Gewaltthat gezogen hatte, für immer in die Waffenkammer, und schrieb seinen letzten Willen nieder, durch welchen er die Güter, die er sein Eigenthum nennen durfte, der Kirche und der Armuth vermachte. Hierauf hüllte er sich in ein rauhes, unansehnliches Gewand, ergriff den Stab der Pilger, verfügte sich zuerst in das Kloster Oberalteich, dessen frommer Abt sein Beichtvater und Freund war, und bereitete sich hier zu einer weiten Reise, zu einer Reise in die heilige Stadt vor, um sich am Grabe der Apostelfürsten zu jener großen Reise vorzubereiten, von welcher keine Rückkehr mehr ist.

Nachdem Heinrich noch vor der Gnadenmutter auf dem Bogenberge gebetet und ihr für den Schutz gedankt hatte, dessen sie ihn, seitdem ihn seine

fromme Mutter ihrer Gnade empfohlen, in so reichlichem Maße gewürdigt, begab er sich als demüthiger Pilger auf den Weg nach Rom. Nach vielen bestandenen Beschwerden und Gefahren traf er in der Charwoche des Jahres 1296 in der heiligen Stadt ein und genoß das Glück, allen den erhabenen Feierlichkeiten beiwohnen zu können, mit denen, wie in keinem Orte der Welt, die Leidenswoche des Herrn in der Hauptstadt der Christenheit begangen wird. So lag er am Todestage des Erlösers demüthig auf das Pflaster der Kirche hingestreckt, in welcher die erhabene Feierlichkeit durch den heiligen Vater begangen wird, im inbrünstigen Gebete schwang sich seine Seele zum Himmel auf, und als er eben noch einen letzten Blick der Andacht auf das Grab des Gottmenschen geworfen hatte, da sank sein Haupt, und seine Seele, schon halb der Erde entrückt, ging in die Hände Dessen zurück, dem sie ihren Ursprung verdankte. Glücklich, wer nach gut vollbrachtem Tagwerke eines Todes stirbt, wie er Heinrich von Hohenfels durch die Gnade Gottes zu Theil wurde. Doch auch wir können eines solchen Glückes theilhaftig werden, wenn wir das große Ziel nicht aus dem Auge verlieren, das uns der Schöpfer gesetzt hat, und aus allen Kräften streben, es zu erreichen. Daß dieß seinen Lesern und ihm selbst geschehen möge, wünscht der Verfasser am Schlusse seiner Geschichte.

Inhalt.

		Seite
Erstes Kapitel.	Der Ritter von Hohenfels . . .	1
Zweites Kapitel.	Der Tod des Herzogs Otto des Erlauchten	19
Drittes Kapitel.	Theilung Bayerns . . .	26
Viertes Kapitel.	Der Bund der Städte . .	53
Fünftes Kapitel.	Der Herzogin Maria unglückliches Ende	59
Sechstes Kapitel.	Herzog Ludwig's Reue . .	72
Siebentes Kapitel.	Krieg mit Ottokar, König von Böhmen	81
*) Siebentes Kapitel.	Heinrich's von Hohenfels Vermählung	92
Achtes Kapitel.	Konrad's von Hohenfels Buße .	103
Neuntes Kapitel.	Abermals Krieg gegen König Ottokar von Böhmen	117
Zehntes Kapitel.	Konradin in Italien . .	123
*) Zehntes Kapitel.	Konradin's und seiner Freunde Hinrichtung	139
Eilftes Kapitel.	Rudolph von Habsburg . .	154
Zwölftes Kapitel.	Herzog Heinrich's XIII. Tod	182
Dreizehntes Kapitel.	Kaiser Rudolph's und Herzog Ludwig's Tod	192
Vierzehntes Kapitel.	Innere Lage Bayerns .	212
Fünfzehntes Kapitel.	Nach Herzog Ludwig's Tod	231

Berichtigung.

Die Ueberschrift *) Siebentes Kapitel und *) Zehntes Kapitel wurde aus Versehen doppelt gesetzt, so daß das Buch in Wirklichkeit siebenzehn Kapitel enthält.